

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1952 HEFT

3



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1952

3. Jahrgang
Drittes Heft – Mai/Juni

Schriftleitung:
OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO HERDING
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.- geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Befprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Alexanderkirche in Marbach. Beispiel einer Kircheninstandsetzung nach den Grundsätzen der von Prof. Goßler geförderten Denkmalpflege

INHALT

Peter Goßler zum 80. Geburtstag	
Von Oskar Rühle	97
Alte Schätze vom Sternberg bei Gomadingen	
Von Oscar Paret	103
Wülfingen – ein alamannisch-fränkischer Edelsitz im Kochertal	
Von Emil Kost	106
Der Dreimännleinsteine aus Nagold	
Von Albert Walzer	111
Der Oberndorfer Altarschrein	
Von Julius Baum	118
„Die hochfürstliche Residenz zu Neuenstadt an der Linde“	
Von Werner Fleischhauer	123
Landkarten als Quellenmaterial für Geschichte und Volkskunde	
Von Karl Schumm	128
Landesgeschichte und Landesuniversität.	
Gedanken zur landesgeschichtlichen Bildung	
Von Otto Herding	133
Über Schwaben und Franken im schwäbisch-fränkischen Grenzgebiet Württembergs	
Von Hermann Haering	135
Das Denkmalamt in Württemberg 1858 bis 1952	
Von Richard Schmidt	141
Stand und Aufgaben der volkskundlichen Tätigkeit in Württemberg	
Von Helmut Dölker	142
Naturschutz und Landschaftspflege in Württemberg	
Von Hans Schwenkel	146
Wegweiser durch die heimatliche Volkskunde	152
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	154

Peter Goessler

zum 80. Geburtstag am 17. Mai 1952

Der Mann, zu dessen Ehrung sich in diesem Heft seine nächsten Freunde und Mitarbeiter zusammengefunden haben, ist eine eigengeprägte Forscherpersönlichkeit von solcher geistigen Spannweite, daß es für einen einzelnen unmöglich ist, alle Arbeitsgebiete des Jubilars zu überschauen und ein lückenloses Bild seines Lebens und Schaffens zu geben. Die folgenden Ausführungen können daher nur skizzenhaft sein und beschränken sich darauf, ein paar wesentliche Züge aus dem Bilde Peter Goesslers zu zeichnen.

Wie so viele große Söhne Schwabens stammt auch Peter Goessler aus einem evangelischen Pfarrhaus. Er ist am 17. Mai 1872 in Geislingen a. d. St. geboren. Seine Jugend hat er in Neuenstadt am Kocher verlebt, wohin sein Vater als Dekan versetzt worden war. Mag sein, daß hier schon dem Knaben im Rauschen der uralten Linde eine Ahnung aufging von den geheimnisvollen Kräften der Heimat und der Geschichte – der beiden Mächte, die für des reifen Mannes Lebensarbeit bestimmend wurden. Er durchlief den für die schwäbischen Theologen typischen Bildungsgang: Landexamen, niederes theologisches Seminar. Die liebliche Landschaft des Jagstgrundes um Schöntal und die herberen Reize der Alb bei Urach weckten gleicherweise die Ehrfurcht des Jünglings vor der heimatlichen Natur und ihren Schönheiten; auf Schritt und Tritt standen Erinnerungen an die geschichtliche Vergangenheit auf. Unter der Anleitung tüchtiger Lehrer wurde nicht nur Wissensstoff angehäuft, die jungen Leute lernten methodisch arbeiten. Goessler hat immer dankbar anerkannt, daß im Seminar das Rüstzeug geschmiedet wurde, das ihn im Verein mit der Gabe rascher Auffassung und mit starkem Empfühlungsvermögen zu erfolgreicher wissenschaftlicher Arbeit befähigte. Noch etwas Wichtiges brachte die

Seminarzeit: das beglückende Erleben der Kameradschaft und Freundschaft unter Gleichgesinnten und die – manchmal vielleicht als beschwerlich empfundene – Notwendigkeit, sich in einen größeren Kreis zu schicken; im ganzen eine Vorschule für das Leben, die sich ausgezeichnet bewährt hat. Und Goessler hat sich in Zeiten, da die Existenzberechtigung der Seminare bestritten wurde und ihre Aufhebung drohte, rückhaltslos für ihre Erhaltung eingesetzt. Der Achtzigjährige darf heute die Gewißheit haben, daß der Fortbestand der Seminare nach menschlichem Ermessen gesichert ist.

Im Jahre 1890 bezog Goessler die Universität Tübingen, nicht als Theologiestudent, sondern als Philologe. Alte Sprachen, Archäologie, Geschichte waren seine Studienfächer, in denen er sich bei hervorragenden Lehrern wie Ernst Herzog, Ludwig Schwabe, Dietrich Schäfer und anderen, gediegene Kenntnisse aneignete. Damals war es möglich, auch als Philologe dem „Stift“ anzugehören, der berühmten Pflanzstätte schwäbischen Geistes, die seit den Tagen der Reformation blüht. Goessler hat sich dem echten Stiftsgeist aufgeschlossen, der gekennzeichnet ist durch Verbindung von Innerlichkeit des Gemüts, Reichtum des Geistes und Weite des Blicks. Der möglichen Gefahr von Eigenbrötelei und Konventikeltum hat er sich zu entziehen gewußt; so ist er zum Beispiel auch keiner Stiftsverbindung beigetreten, sondern hat studentische Geselligkeit beim Tübinger „Igel“ gesucht und gefunden.

Nach der ersten Dienstprüfung (Herbst 1894) setzte Goessler seine wissenschaftlichen Studien an der Universität Berlin fort, wo er Ernst Curtius, Hermann Diels, Heinrich von Treitschke, Erich Schmidt hörte. Das an Eindrücken und geistiger Förderung so reiche



Auf dem Rückweg vom Rosenstein, August 1951

Berliner Semester fand seinen krönenden Abschluß in dem unvergeßlichen Erlebnis von Bismarcks 80. Geburtstag in Friedrichsruh. Im Herbst 1895 folgte die zweite Dienstprüfung, das sogenannte Professoratsexamen; 1896 die Doktorpromotion in Tübingen. Zwischen durch war Goessler Hauslehrer bei der Familie Voith in Heidenheim, mit der ihn bis zum heutigen Tage freundschaftliche Bände verknüpfen. Weitere Studien in Genf und Paris erweiterten den Gesichtskreis des jungen Gelehrten. Im Pariser Studentenquartier, dem Quartier Latin, hat er den Dreyfus-skandal miterlebt.

Von 1898 bis 1902 war Goessler als Hilfslehrer tätig, in Esslingen, Mergentheim, Stuttgart, Schorndorf; er war Repetent in Blaubeuren und Schöntal – alles Stätten, wo Landschaft und Geschichte, Natur und Kultur eine beredte Sprache sprechen und den For-schertrieb des jungen Lehrers immer aufs neue anregten; so hat er sich zum Beispiel als Schöntaler Repetent mit der Erforschung des Limes befaßt. Daß er als Schulmann erfolgreich war, zeigt die bis zum

heutigen Tage währende Anhänglichkeit einstiger Schüler. Und Goessler war auch gerne Lehrer. Er ist nicht, wie gelegentlich behauptet wurde, aus dem Schuldienst „geflohen“, ist vielmehr im Laufe der Jahre zu anderen Diensten berufen worden und in andere Aufgaben hineingewachsen.

Mehr und mehr wandte sich Goesslers Interesse der klassischen Archäologie zu; immer stärker wurde sein Wunsch, die geheiligen Stätten des Altertums zu besuchen, und so reifte im Sommer 1902 der Entschluß zu einer großen Mittelmeerreise. Der Weg führte über Italien nach Ägypten, wo ihm die vielen steinernen Zeugen der Vergangenheit die Augen öffneten für den Wert der Inschriften als Geschichtsquellen. Über Palästina, wo er seine in Jaffa verheiratete Schwester besuchte, kam er an das Ziel seiner Sehnsucht. Anfang März 1903 traf er in Athen ein. Und gleich am Tage seiner Ankunft begegnete er dem Forscher, der bis zu einem gewissen Grade sein Schicksal wurde: Wilhelm Dörpfeld, Leiter des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen. Durch den Umgang mit Dörpfeld ist dem jungen Schwaben, der mit so reichem Buchwissen über das klassische Altertum nach Griechenland kam, der Geist der Antike erst wirklich lebendig geworden. Goessler hat an mehreren der berühmten Dörpfeld-Reisen teilgenommen – Peloponnes, Jonische Inseln, Troja, Olympia – und dabei wichtigste wissenschaftliche Erkenntnisse gewonnen. Damals war das Reisen noch nicht so bequem wie heute, dafür war es romantischer: man ritt auf Pferden oder Maultieren und genoß die gern gewährte Gastfreundschaft arkadischer Bergbauern oder ionischer Fischer.

Über Sizilien und Pompeji kehrte Goessler im September 1903 in seine schwäbische Heimat zurück. Es mag dem Weitgereisten nicht leicht gefallen sein, die Weite und Bläue des Südens mit der Enge und Dumpfheit der Schulstube in Esslingen zu vertauschen. Aber die Schüler haben es ihrem Professoratsweser gedankt, daß er ihnen den Unterricht in Griechisch und Latein aus unmittelbarem Nacherleben der Antike heraus so lebendig gestalten konnte.

Nun setzt Goesslers literarische Tätigkeit ein. Als erste Schrift erschien 1904, angeregt durch Dörpfeld, „Leukas-Ithaka, die Heimat des Odysseus“. Durch weitere Schriften zur griechischen Ur- und Frühgeschichte und zur homerischen Frage machte sich der junge Gelehrte in der Fachwelt einen Namen. Eines Tages griff Goessler bei einem Vortrag im Württ. Anthropologischen Verein in Stuttgart in die Debatte ein und erzählte so lebhaft aus eigener Anschauung vom Palast des sagenhaften Königs Minos in Knossos auf Kreta,

daß die Zuhörer aufhorchten. Es war um die Zeit, als der württembergische Staat sich mit der Absicht trug, dem Direktor der Staatlichen Sammlungen, Professor Eugen Gradmann, einen Mitarbeiter an die Seite zu stellen, der im besonderen die ältere Abteilung des Museums vaterländischer Altertümer und die damit verbundene archäologische Denkmalpflege betreuen sollte. Wer war dazu geeigneter als Peter Goßler, der im Sommer 1905 von Dörpfeld zu Grabungen nach Leukas gerufen worden war und Erfahrungen in der Ausgrabungstechnik besaß?

Am 1. Oktober 1905 trat Goßler als Assistent von Gradmann in den württembergischen Museumsdienst; und damit beginnt eine Tätigkeit als beamteter Denkmalpfleger, die in fast dreißigjähriger Dauer zu beispiellosen Erfolgen geführt hat. Goßlers Wirken ist es zu danken, daß Württemberg heute das Land ist, dessen Vor- und Frühgeschichte am besten erforscht ist. Goßler kam von der klassischen Archäologie her; er hat sich in bewundernswerter Weise in die Probleme der heimatlichen Altertumskunde eingearbeitet. Sein Programm für die Landesforschung hat er 1906 in einem Vortrag beim Württ. Geschichts- und Altertumsverein über „Stand und Aufgaben der archäologischen Forschung in Württemberg“ (gedruckt Schwäbischer Merkur 1907, Nr. 44 und 56) vorgelegt. Es war ihm vergönnt, dieses umfassende Programm weitgehend in die Tat umzusetzen.

Zunächst galt es, die reichen Bodenfunde Württembergs zu sichten und zu ordnen und in die damals gerade erstehende deutsche Vorgeschichtsforschung einzubauen. Goßler nahm Verbindung auf mit Forschern, die auf den verschiedensten Gebieten der Landeskunde tätig waren: Fraas, Hertlein, Knorr, Nägele, Viktor Ernst, Karl Weller, auch mit dem Anthropologen und Siedlungsforscher Schliz in Heilbronn, der Beziehungen zu der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte und Völkerkunde vermittelte; ferner mit den führenden Vor- und Frühgeschichtsforschern im Reich, vor allem den Mitgliedern der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts in Frankfurt und dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz, dessen Leiter, Karl Schumacher, Goßler persönlich nahestand. Sehr viel war Goßler an der Mitarbeit freiwilliger Helfer und Gönner hin und her im Lande gelegen; sie ausfindig zu machen und zu gewinnen hatte er hervorragendes Geschick und er hat viel Mühe und Zeit darauf verwendet, diesen Mithelfern Auge und Sinn zu schärfen für die Werte der Vergangenheit. Durch diese Mitarbeiter wurde das Ver-



Peter Goßler spricht am rätischen Limes zu einem Comburg-Lehrgang für heimatvertriebene Lehrer, August 1951

ständnis für Vorgeschichte in weiteste Kreise des schwäbischen Volkes getragen.

Es würde zu weit führen, alle Ausgrabungen, die Goßler durchgeführt oder veranlaßt hat, einzeln aufzuzählen; nur einiges Wesentliche sei herausgehoben. 1906/07 wurde gemeinsam mit dem rührigen Rottweiler Altertumsverein den Spuren der Römer im Gebiet von Arae Flaviae (Rottweil) nachgegangen. 1907 wurden jungsteinzeitliche Siedlungen bei Höfingen und Nellingsheim, 1908 der Friedhof des Kastells Jagsthausen und alamannische Gräber in Obereßlingen untersucht. 1908/10 wurde eine Großgrabung am Römerkastell in Cannstatt durchgeführt; leider wurde das Gelände durch die neue Reiterkaserne teilweise überbaut und dadurch der Plan einer Rekonstruktion des Kastells vereitelt. 1910 wurde bei Tannheim im Illertal ein großes Hallstattgräberfeld aufgedeckt; gleichzeitig wurde die von Hertlein begonnene Ringwallforschung neu aufgegriffen und eine Untersuchung keltischer Viereckschanzen bei Echtersdingen und auf dem Einsiedel in die Wege geleitet. 1911 folgten die gemeinsam mit Bersu durchgeführten Ausgrabun-

gen am Goldberg im Ries, weitere Grabungen wurden an den Kastellen in Königswinter und Rißtissen, später in Unterkirchberg vorgenommen. 1919 wurde mit dem Urgeschichtlichen Institut Tübingen im Federseeried gegraben, 1923 am Lochenstein, 1925/26 der Alamannenfriedhof in Holzgerlingen, 1931/32 ein Steinzeitdorf beim Viesenhäuser Hof aufgedeckt.

Neben der praktischen Arbeit im Gelände geht ein weitverzweigtes literarisches Schaffen einher, aus dem auch nur das Wichtigste genannt werden kann. In den von Goßler 1905/06 neu belebten „Fundberichten aus Schwaben“ wurde (und wird bis heute) über alle Funde sorgfältig berichtet. Diese Art der Publikation wurde vorbildlich für die Berichterstattung auch der anderen deutschen Länder.

1908 gab Goßler eine völlige Neubearbeitung des Führers durch die vorgeschichtliche Abteilung des Museums heraus, der als die erste Darstellung der Vorgeschichte Württembergs bezeichnet werden kann.

Und dann hat er bei der Neubearbeitung der von Viktor Ernst herausgegebenen Oberamtsbeschreibungen mitgewirkt und im archäologischen Teil nicht nur Bestandsaufnahmen, sondern vielfach grundlegende eigene Forschungen gegeben (1909 Urach, 1912 Münsingen, 1914 Tettnang, 1923 Riedlingen, 1930 Leonberg). 1911 veröffentlichte er die Altertümer des Oberamts Blaubeuren mit vielen Plänen und Tafeln. Auch an dem von Ferdinand Haug herausgegebenen Werk über die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs hat Goßler entscheidenden Anteil. Ist die „Vor- und Frühgeschichte von Stuttgart-Cannstatt“ (1920) lokal begrenzt, so stellt „Der Urmensch in Mitteleuropa“ (1924) größere Zusammenhänge her. Mit Hertlein und Paret zusammen hat Goßler das Sammelwerk „Die Römer in Württemberg“ (1928 bis 1932) geschaffen. Ferner veranlaßte er die zusammenfassenden Darstellungen von Walther Veeck über die Alamannen in Württemberg (1931) und von Kurt Bittel über die Kelten in Württemberg (1934). Frühgeschichtliche Probleme erörtern: „An der Schwelle vom germanischen Altertum zum Mittelalter“ (1921), „Die Anfänge des Christentums in Württemberg“ (1932), „Der Name Württemberg“ (1929). Dazu tritt eine unübersehbare Fülle von Zeitschriften- und Zeitungsartikeln. Goßler hat von je großen Wert auf die Mitarbeit der Presse gelegt, wenn es sich darum handelte, Interesse für die vorgeschichtliche und heimatkundliche Arbeit in weite Volkskreise zu tragen.

1910 war Goßler zum Konservator mit dem Titel Professor ernannt worden. Ein Höhepunkt in der Geschichte der Altertumssammlung war die Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens im Jahre 1912. Bei der öffentlichen Kundgebung im Gustav-Siegle-Haus sprach Goßler über die Altertumspflege in Württemberg in den vergangenen fünfzig Jahren und gab gleichzeitig den Plan für einen Neubau und eine Neuorganisation der Staatlichen Sammlungen bekannt. Freilich hat der Ausbruch des ersten Weltkrieges die Verwirklichung dieses Planes verhindert; die gesammelten Gelder wurden, soweit sie nicht in der Inflation in Nichts zerrannen, zu wertvollen Neuerwerbungen benutzt. In einer stattlichen Festschrift hat Goßler nicht nur eingehend über den Stand der Sammlungen (einschließlich der Münz- und Medaillensammlung) berichtet, sondern auch wichtige Forschungsergebnisse über eine neu entdeckte Römergrenze, den Donaulimes, mitgeteilt.

Durch den Krieg wurde Goßlers Tätigkeit teilweise unterbrochen. Um so tatkräftiger nahm er nach dem Krieg seine Arbeiten wieder auf, wobei mancherlei



Vor der Herrgottskirche Creglingen im Kreise der Comburg-Lehrgangsteilnehmer, August 1951

Schwierigkeiten zu überwinden waren. Zu voller Entfaltung konnten Goesslers organisatorische Fähigkeiten erst kommen, nachdem er 1920 Nachfolger Gradmanns als Direktor der Altertumssammlung geworden war und gleichzeitig den Auftrag erhalten hatte, die Denkmalpflege auf neue Grundlagen zu stellen. Er hat das alte Landeskonservatorium ausgebaut zum Landesamt für Denkmalpflege und ihm weite Ziele gesteckt. Professor Ernst Fiechter übernahm die Sorge für die Baudenkmäler, Dr. Richard Schmidt die Betreuung der beweglichen Kunstdenkmäler. Ein Landesverzeichnis der nach der Bauordnung geschützten Baudenkmäler wurde aufgestellt, das Kunstdenkmälerwerk weitergeführt. 1922 wurde dem Landesamt die Abteilung Naturschutz und Landschaftspflege eingegliedert, die aus dem Landesausschuß für Natur- und Heimatschutz hervorgegangen war; ihre Leitung Hans Schwenkel übertragen. Neu geschaffen wurde 1926 die Abteilung für Volkstum, mit der August Lämmle betraut wurde. So hat das Landesamt eine fruchtbare Arbeit nach vielen Seiten entfaltet. Goesslers Hauptanliegen war es, die in den Denkmälern jeder Art – der Natur, der Geschichte, der Kunst – ruhenden Traditionswerte und -kräfte zu heben und für die Wiedergesundung des nach Krieg und Inflation darniederliegenden Volkes nutzbar zu machen. Diesem Ziele diente auch die 1929 gegründete Monatsschrift im Dienste von Volk und Heimat „Württemberg“, die von der Gesellschaft der Freunde des Württ. Landesamts für Denkmalpflege herausgegeben und von August Lämmle zu einer der besten und schönsten Heimatzeitschriften in deutschen Landen ausgestaltet wurde. Die engeren Mitarbeiter des Landesamts waren die Träger der Monatsschrift: neben Ernst Fiechter, Richard Schmidt und Hans Schwenkel findet sich kein Name so häufig unter den Mitarbeitern wie Peter Goessler, ob er nun das vorgeschichtliche Haus oder die mittelalterlichen Münzen behandelt oder über „Museum und Gegenwart“ oder „Denkmalpflege und Leben“ spricht. Auch eine Schriftenreihe hat das Landesamt herausgegeben, in der so wichtige Bücher erschienen wie Otto Feucht „Der Wald und wir“ (1924), Adolf Mettler „Mittelalterliche Klosterkirchen und Klöster der Hirsauer und Zisterzienser in Württemberg“ (1927), Otto Linck „Vom mittelalterlichen Mönchtum und seinen Klöstern in Württemberg“ (1931).

Goesslers vordringlichste Sorge als Direktor der Altertumssammlung war die Beschaffung geeigneter Räume, denn das Untergeschoß der Landesbibliothek reichte bei weitem nicht mehr aus. Mit Beharrlichkeit hat Goessler um die beiden Schlösser gekämpft und

schließlich gegen manche Widerstände erreicht, daß sie wenigstens teilweise für Museumszwecke freigegeben wurden. 1927 konnte die Antikensammlung im Neuen Schloß eröffnet werden, kurz danach das Heeresmuseum. Die Vor- und Frühgeschichtliche Abteilung fand 1929/30 im Alten Schloß eine würdige Unterkunft. Bewährte Mitarbeiter hatten sich Goessler mit Oscar Paret (seit 1919) und Walther Veeck (seit 1921) zugesellt.

Die Wertschätzung, deren sich Goessler im Kreise der deutschen Vorgeschichtsforscher und Archäologen erfreute, zeigt sich darin, daß 1930 an ihn ein Ruf erging als Direktor der Römisch-Germanischen Kommission, verbunden mit einer Professur an der Universität in Frankfurt. Goessler ist seiner schwäbischen Heimat, der er sich tief verpflichtet fühlte, treu geblieben und hat den Ruf abgelehnt. Zum Dank dafür erhielt er 1931 einen Lehrauftrag für Vor- und Frühgeschichte an der Universität Tübingen, die ihn ein Jahr später zum Honorarprofessor ernannte. Auch zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften beriefen Goessler in ihre Reihen; erwähnt seien hier nur das Archäologische Institut des Deutschen Reiches und die Württ. Kommission für Landesgeschichte. Goessler hatte aber auch erkannt, daß es nicht damit getan ist, wenn Gelehrte unter sich ihre Forschungsergebnisse austauschen; breiteste Volkskreise sollten daran teilhaben. Ein Mittel dazu sah er in einer regen Vortrags- und Vereinstätigkeit. Landauf, landab hat er Vorträge gehalten, wobei er meistens an örtliche Gegebenheiten anknüpfte und von da zum Grundsätzlichen vorstieß. Aus der großen Zahl von Vereinen, die er durch seine Mitarbeit (vielfach als Vorsitzender) zu hoher Blüte brachte, seien erwähnt: Verein zur Förderung des Museums vaterländischer Altertümer, Württ. Anthropologischer Verein, Württ. Geschichts- und Altertumsverein, Württ. Verein für Münzkunde, Verein für württembergische Kirchengeschichte, nicht zu vergessen den Schwäbischen Albverein. Dazu war Goessler Ehrenmitglied vieler lokaler und auswärtiger Vereine.

Mitten aus fruchtbarem Schaffen heraus wurde Goessler Anfang 1934 seiner staatlichen Ämter enthoben, weil er sich und seine von hohem Ethos getragene wissenschaftliche Arbeit nicht gleichschalten lassen wollte. Er siedelte nach Tübingen über und widmete sich nun ganz seinen Forschungsaufgaben. Was lag näher, als daß er zu seiner alten Liebe zurückkehrte! Trotz seiner vielfältigen amtlichen Tätigkeit hatte er immer wieder Zeit zur Beschäftigung mit der klassischen Antike gefunden. In den Jahren 1905, 1907, 1910, 1923 und 1927 weilte er kürzere oder

längere Zeit in Griechenland und hatte mit Dörpfeld zusammen gegraben und gearbeitet; nun er von amtlichen Verpflichtungen frei war, verbrachte er die Jahre 1934 und 1935 großenteils in Griechenland in der Gesellschaft des verehrten Freundes, teils in dessen idyllischem Heim auf Leukas bei gemeinschaftlicher Arbeit am Abschluß des Werkes „Alt-Olympia“ (das 1935 erschien), teils auf gemeinsamen Reisen nach Olympia, Smyrna, Troja oder zu anderen geweihten Stätten. Dieses Zusammensein mit dem ehrwürdigen Altmeister der klassischen Archäologie war für Goëßler ein tiefes Erlebnis, das ihm über die in der Heimat erlebte Enttäuschung hinweghalf.

Nach Tübingen zurückgekehrt, hat Goëßler die Sammlung von Material für eine umfassende Dörpfeld-Biographie in Angriff genommen (seine allerdings stark gekürzte Dörpfeld-Biographie erschien 1951). Daneben hat er sich mit mittelalterlicher Burgenforschung und mit volkskundlichen Problemen befaßt. Vor allem die Geschichte Tübingens von den ältesten Zeiten bis ins 19. Jahrhundert beschäftigte ihn; seine Forschungen darüber sind niedergelegt in den „Tübinger Blättern“, deren Herausgeber er seit 1936 war.

Während des Krieges mußte Goëßler es schmerzlich erleben, wie so manches von ihm geschützte und gepflegte Denkmal unserer Heimat in Trümmer sank. Trotzdem hat er den Mut nicht verloren, und nach dem Zusammenbruch von 1945 ist er trotz seines hohen Alters und seiner angegriffenen Gesundheit noch einmal auf den Plan getreten, um aus dem allgemeinen Chaos zu retten, was noch zu retten war. Vor allem galt es, den Menschen in ihrer Not und Verzweiflung die in Heimat, Volkstum und Geschichte ruhenden Werte zu zeigen, die Mut machen und Kraft geben zu einem geistigen Neubau.

Goëßler war einer der ersten Professoren, die ihre Vorlesungen an der Tübinger Universität wieder aufnahmen. Er hat die Reorganisation der Württ. Kommission für Landesgeschichte tatkräftig in die Hand genommen, hat die Zeitschrift für württembergische

Landesgeschichte sowie das groß angelegte Unternehmen der Schwäbischen Lebensbilder wieder in Gang gebracht. Er hat die Geschicke des Schwäbischen Albvereins mutig gelenkt und hat dem neu ins Leben gerufenen Schwäbischen Heimatbund seinen weisen Rat zur Verfügung gestellt. Er hat mitgeholfen, daß ein so bedeutsames Unternehmen wie die Grabungen auf der Heuneburg begonnen werden konnten, deren Ergebnisse er bis zum heutigen Tag mit warmer Anteilnahme verfolgt. Bei all diesen Aufgaben war es sein Anliegen, Werte der Vergangenheit hinüberzutragen in eine lebendige Gegenwart, wie er überhaupt bei aller Versenkung in die Vergangenheit ein Gegenwartsmensch ist. Dienst am Volk und Dienst an der Wissenschaft sollte nach seinen eigenen Worten der Sinn seiner Lebensarbeit sein: „Geschichtsbetrachtung der deutschen Vergangenheit in allen ihren Äußerungen macht ungeahnt lebendig. Sie ist das Gegenteil von totem Wissen, geht ins Blut, in die Tiefe, öffnet Augen und Herzen und macht tüchtig und frei, macht endlich auch stark und mutig für die ungeheuren Aufgaben der Gegenwart und Zukunft des deutschen Vaterlandes“. Diese Worte hat Goëßler schon vor mehr als 20 Jahren geschrieben. Und sie haben heute noch ihre volle Gültigkeit.

Wenn der Achtzigjährige seine Ämter und Aufgaben nun in die Hände einer jüngeren Generation gelegt hat, so darf er das beglückende Bewußtsein haben, der württembergischen Landesforschung in ihrer ganzen Breite feste Grundlagen gegeben und zukunftsweisende Wege gezeigt zu haben. Und es soll heute an dieser Stelle ausgesprochen werden, daß alle guten Schwaben ihm aus tiefstem Herzen danken für das, was er in einem reichen Forscherleben für die geliebte schwäbische Heimat geleistet hat und noch leistet. Alle, die ihm persönlich nahestehen, wünschen ihm einen ruhigen und gesegneten Lebensabend, der ihm die Muße gibt, noch manche köstliche Frucht seines Wissens und Forschens reifen zu lassen.

Oskar Rühle

Alte Schätze vom Sternberg bei Gomadingen

Von Oscar Paret



Sternberg, Hügel 4. Bunt bemalte Urne, 50 cm weit

Zu den eindrucksvollsten und schönsten Denkmälern und zugleich zu den bekanntesten der vorgeschichtlichen Zeit unseres Landes gehören die Fürstengrabhügel. Vom Kleinaspergle und dem zu Unrecht so genannten „Römer“hügel bei Ludwigsburg und von den aus ihnen gehobenen Schätzen hat jedes schon in der Schule gehört. Viele haben sich auch schon die prachtvollen Goldfunde selbst angesehen, die den berühmtesten Teil der vorgeschichtlichen Abteilung des Württ. Landesmuseums in Stuttgart bilden. Ähnliche Herrlichkeiten stammen aus den gleichaltrigen Fürstengrabhügeln bei Hundersingen, Kreis Saulgau. Dort liegt auch der größte Grabhügel nicht nur Württembergs, sondern ganz Mitteleuropas, der „Hohmichele“ mit 13,5 Meter Höhe bei einem Rauminhalt von 26 000 Kubikmetern.

Vor solchen Werken überkommt uns eine Ahnung fürstlicher Macht in jener schon dritthalbtausend Jahre und mehr zurückliegenden Zeit. Aber doch nur eine Ahnung. Eine deutlichere Vorstellung vom Machtbereich dieser Fürsten, von ihrem Verhältnis zu den Untertanen und zu ihren Nachbarn, von ihrem persönlichen und ihrem Familienleben, von ihrer äußeren Erscheinung und an was man sonst noch denken mag, können wir nicht gewinnen.

Nicht immer drückt sich der einstige Reichtum des Bestatteten in der Größe des über seiner Grabkammer aufgeschütteten Hügels aus. Auch die durch ihre Beigaben berühmten Grabhügel von Hundersingen an der Donau sind gar nicht ausnehmend hoch.

Wandern wir vom Hohmichele gerade nordwärts über die Zwiefalter Alb, so kommen wir in eine Gegend, die bei den Vorgeschichtsfreunden einen nicht minder guten Klang hat. Es ist die Landschaft um den Sternberg bei Gomadingen.

Mit waldiger Kuppe überragt der Sternberg (844 m) um 100 bis 200 Meter sein Umland. Weithin beherrscht er die Landschaft. An seinem Westfuß entspringt die zur Donau fließende Lauter. Im Gebiet unserer Alb doppelt auffällig ist, daß auch hoch am Hang des Berges eine Quelle zutage tritt. Der Berg besteht eben nicht aus dem weißen Jurakalk, der das Wasser versickern lässt, sondern aus einem vulkanischen Tuff, der von Gängen schwarzen Basaltgesteins durchsetzt ist. Wir haben im Sternberg einen jener zahlreichen Vulkanschlote der mittleren Alb vor uns, oder besser die Ausfüllung des alten Schlotes, die gegen Verwitterung widerstandsfähiger als das Juragestein und daher dauerhafter ist. So kommt es, daß die alte Schlotausfüllung, der Tuff, die Umgebung überragt. Von Anbeginn der Besiedlung an haben die an den wassersammelnden Tuff gebundenen Quellen die Menschen angezogen. Auch bei dem Sternenbrunnen droben auf dem Sternberg hat man Zeugnisse uralter Benutzung gefunden in Form von Gefäßscherben jener Grabhügelzeit.

Es ist nachgewiesen, daß gerade diese Jahrhunderte, seit etwa 800 v. Chr., ein recht feuchtes Klima hatten. Das macht uns die aus der Zahl und Verteilung der Grabhügel erschlossene Tatsache verständlich, daß



Sternberg, Hügel 1
Schwertgriff mit Goldblechverkleidung

damals die heute so trockene Albhochfläche sehr dicht besiedelt war und zwar auch abseits von den Wasservorkommen von heute.

In dem hügeligen und teilweise bewaldeten Gelände südlich und westlich vom Sternberg liegen zahlreiche Grabhügel, einzeln und in kleinen Gruppen. Mit jenen etwas jüngeren Fürstenhügeln an der Donau und im Langen Feld verglichen sind sie an Größe bescheiden zu nennen. Und doch müssen wir einige von ihnen jenen stolzen Denkmälern an die Seite stellen, gehören doch die aus ihnen erhobenen Grab- schätze zu dem Schönsten, was der heimische Boden bisher an alten Kulturresten uns geschenkt hat. P. Goessler nennt sie in der Oberamtsbeschreibung Münsingen (1912, 223) die berühmtesten Funde unserer schwäbischen Hallstattzeit.

Der durch seine Grabhügelforschungen bekannte Senatspräsident des Oberlandesgerichts Julius von Föhr (gest. 1888) öffnete Anfang September 1885 auf der „unteren Hardt“ oder den „Holzwiesen“ zwei Kilometer südwestlich vom Sternberg, auf Markung Gomadingen, Kreis Münsingen, einige der dort zerstreut liegenden Hügelgräber.

Der erste Hügel war aus reiner Erde aufgeschüttet, enthielt aber an seinem Rand einen Steinring, wie er als Stütze der Hügel sich häufig findet. In der Mitte traf man das Grab, angeblich ein Brandgrab, mit prachtvollen Beigaben. Von Nord nach Süd gelegt fand sich ein Schwert und ostwärts von ihm eine Gruppe von neun Tongefäßen. Das eiserne Schwert hat die stattliche Länge von 1,08 m, davon kommen auf die in der vorderen Hälfte verbreiterte Klinge 0,90 m; es ist das schönste dieser Zeit, das bisher bekanntgeworden ist. Sieht auch die schön geschweifte Klinge infolge starker Verrostung unscheinbar aus, so hatte der Rost doch auch das Gute, daß er uns Abdrücke bewahrt hat, aus denen wir auf das Vorhandensein einer Holzscheide schließen können. Zu dieser und zur Befestigung des Schwertgurtes gehörte ein Band aus Bronzeblech, das jetzt quer über die Klinge liegt. Ganz prachtvoll, wirklich fürstlich ist der Schwertgriff gestaltet. Auf einer jetzt vergangenen Holzunterlage ist er vollständig mit Goldblech überzogen, das über und über mit Zickzackmustern und schraffierten Dreiecken mit glatter Umrahmung verziert ist. Der Knauf ist oval und hat eine Form, die man als umgekehrt pilzförmig bezeichnen kann. Die Grabgefäße wurden in jener Zeit gerne paarweise den Toten mitgegeben. So auch hier. Zwei Urnen von 32 und 37 cm Höhe und 53 bzw. 59 cm Durchmesser haben die in dieser ersten Eisenzeit (nach einem berühmten Fundort auch Hallstattzeit



Sternberg, Hügel 1. Eine der beiden Prachtschalen, 55 cm Durchmesser



Sternberg, Hügel 2. Schwarze Urne, 70 cm weit

genannt) übliche Form: Von einem kleinen Standboden aus weitert sich das Gefäß stark nach außen, um von der weitesten Ausladung sich rasch auf die engere Mündung zusammenzuziehen. Ein niederer trichterförmiger Rand sitzt der Mündung auf. Der ausladende Bauchteil der beiden Urnen ist je in zehn Felder geteilt, die abwechselnd glatt und durch verschiedene geometrische Muster in Kerbschnittechnik verziert sind.

Einzigartig wie das Schwert ist das folgende Gefäßpaar: zwei *Prunkschalen* von 55 cm Durchmesser. Von einem mittleren tellerartigen Teil steigt die Schale in drei schmalen Stufen an, um dann in einen breiten, nach außen geschweiften Rand überzugehen. Sterne, Kreise, Schachbrett muster in Gelb, Rot und Schwarz bedecken die Schalen so, daß kein Fleckchen unverziert bleibt. Es ist ein staunenswerter Reichtum der Erfindung in Form und Verzierung und man kann sich nicht wohl prächtigere Schalen irgendeiner Zeit vorstellen.

Neben diesen Meisterwerken des Töpfergewerbes müssen die weiteren Grabgefäße dieses Hügels, zwei ebenfalls sehr reich verzierte kleinere Platten und drei mannigfaltig geschnitzte Schüsselchen, zurücktreten.

Der zweite Hügel, der untersucht wurde, war der größte der Gruppe. Er liegt hundert Meter südlich vom ersten und mißt gegen vierzig Meter im Durchmesser bei einem Meter Höhe. Er erwies sich als in

alter Zeit ausgeraubt, doch konnten noch einige Gefäße, darunter eine verzierte schwarze Urne von 46 cm Höhe und 70 cm Durchmesser, die größte unseres Landes, geborgen werden.

Der dritte Hügel, hundert Meter westlich vom zweiten, war aus Steinen aufgebaut und konnte nur zum kleineren Teil aufgedeckt werden. Auch er zeigte Spuren früherer Ausbeutung. Von den Beigaben im vierten Hügel sind hervorzuheben Reste eines Eisenbildes mit Spuren eines Leinwandüberzuges, Feuersteine und fünf Tongefäße. Dieser Hügel von zwanzig Meter Durchmesser liegt hundert Meter westlich vom dritten Hügel auf der Südseite der Straße Kleinengstingen-Marbach und ist durch diese angeschnitten worden.

Wo das Prachtschwert gefertigt wurde, wo die Goldschmiedewerkstätte lag, wissen wir nicht. Dagegen steht fest, daß die Prunkschalen und die anderen Tongefäße ein Erzeugnis bodenständigen Gewerbes sind. Blühte aber auf der mittleren und westlichen Alb die Kunstdöpferei in so hohem Maße, so wird auch das übrige Kunstgewerbe nicht zurückgestanden sein, und wir sind berechtigt, auch das Schwert vom Fuß des Sternbergs als heimisches Erzeugnis anzusprechen. Derartige Werke sind der Ausdruck einer hochentwickelten Kultur. Wenn man nach Zeugnissen für die Blütezeit unseres schwäbischen Landes vom 8. bis 6. Jahrhundert vor Christo sucht, wird man sich zuerst des Schwertes und der Schalen vom Fuß des Sternbergs erinnern, ebenso wie für die spätere Zeit, das 6. und 5. Jahrhundert, der Funde aus den Fürstenhügeln.



Einer der von Landschaftskennern besonders geschätzten Punkte im mittleren Kochertal ist die kleine hohenlohische Stadt mit dem mittelalterlichen Namen *Forchtenberg*. Angeschmiegt an Gestade von Kocher und Kupfer, an Auwiesen, Obsthaine, Weinberge und Waldhöhen, baut sich über Mühle, Brücken, Tor und Wehrmauern das malerisch-winklige Häusergefüge am Hang auf zur Kirche mit Krönung durch die wuchtige Mauerruine des Schlosses. Es ist die örtliche Verkörperung des Hochmittelalters und kündet von

Wülfingen

Ein alamannisch-fränkischer Edelsitz im Kochertal

Von Emil Kost

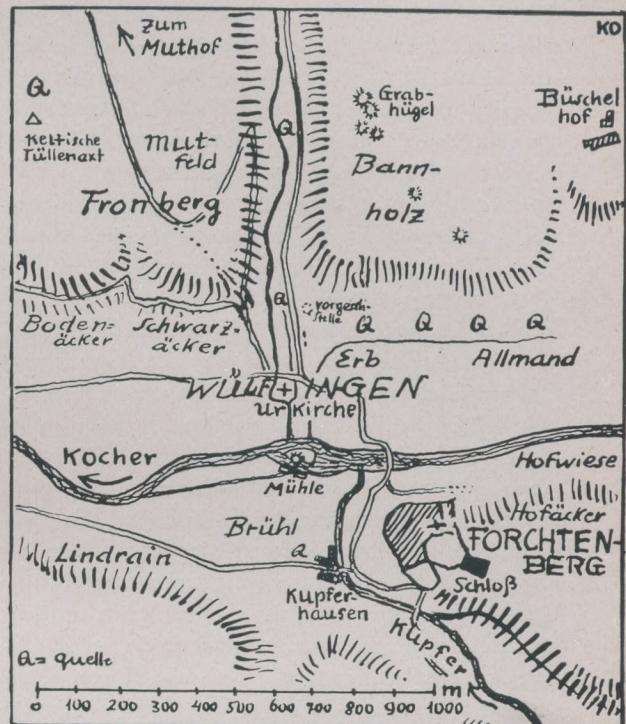
Forchtenberg als Mittelpunkt eines alten Herrschaftsgebietes, erst der einstigen Grafen von Düren, dann der Herren von Hohenlohe.

Das alte Städtlein steht im Zeichen des streitbaren *Heiligen Michael*, der noch auf dem Stadtbrunnen des 17. Jahrhunderts steht und dem Stadtwappen seinen Charakter verleiht. Schon vor der Erbauung von Burg und Stadt muß der Erzengel nahebei, drüben über dem Kocher, seinen Sitz gehabt haben. Dort tut sich dem Blick eine freie Tallandschaft auf vor dem

Hintergrund rechtsseitiger Kocherhöhen. Über dem Fluß, als Mittelpunkt jener Uferseite, erscheint dort ummauert die Friedhofskirche in einfach geschlossener Form mit altertümlichem, romanischem Rundturm. Ein kleiner Bachlauf umgreift sie noch zum Teil. Er kommt aus einer mit Ufergehölz bewachsenen Talkerbe.

Auf der Landkarte liest der Besucher den Namen „Wülfinger Bach“. Die Benennung war fast ganz vergessen, nur noch örtlich Eingeweihten bekannt. Im Volk hieß und heißt er nur fränkisch „die Bach“. Von einem namentlich zugehörigen Ort Wülfingen war der Allgemeinheit nichts mehr bekannt, nur ein Pfarrer Schiller von Forchtenberg wußte in seiner handschriftlichen Chronik (1724 bis 1779) noch zu berichten, daß über dem Kocher einst ein Dörflein gelegen habe mit diesem Namen, „davon der kleine Bach den Namen Wülfinger Bach führet“. Die größere Geschichtsforschung wußte hundert Jahre nach dieser örtlichen Aufzeichnung nichts mehr davon, selbst der landeskundige Chr. Fr. Stälin in seiner ausgezeichneten „Wirtembergischen Geschichte“ und seinem „Wirtembergischen Urkundenbuch“. Wohl brachte Stälin darin Urkundentexte von einer „Wulvinheimer marca“ 789 und von einem Grafen Heinrich im Kochergau in „Woluingen“ 1042, ohne noch zu wissen, daß er hier bei Forchtenberg am Ort des alten Wülfingen hätte stehen und Mark und Ortlichkeit mit eigenen Augen hätte schauen können. Der in staufischer Zeit mit dem Schloßbau aufgekommene Name Forchtenberg überschattete damals noch den viel älteren von Wülfingen. Ein Blick in die Forchtenberger Pfarrchronik und in die alten Stadt- und Lagerbücher hätte Stälin diejenigen Aufschlüsse gebracht, welche die Lokalforschung heute wieder aufgespürt hat: da heißt es im Stadtbuch 1573 „Wülfinger Bach“, 1591 „krautgarten bey Wülfing“, 1631 „in der Wülfingbach unter dem Bohnholz“ (Bannholz), in Lagerbüchern 1810 „Äcker in der Bach“ und „Wiesen in der Wölfinger Bach“, 1823 „Der Steeg am Wolfklingenbach“. Hier war das Wülfingen der Urkunden, jenes *Ulfinga* von 779, *Wifingen* von 996 und *Wolvingen* von 1042 mit seinem hier mitgenannten *Grafensitz*! Nun also zeigt sich, daß die hochmittelalterliche Herrschaft Forchtenberg der vom Odenwald vor 1240 gekommenen Grafen von Düren als den örtlichen Erbnachfolgern früherer Grafen auf viel ältere Wurzeln zurückgeht. Es ist reizvoll, sich Schritt für Schritt zu diesen zurückzutasten.

Ein Festpunkt ist eine Urkunde König Heinrichs III. mit Übertragung alten Königsgutes in einigen nahe um Wülfingen gelegenen Orten, unter anderen Forch-



tenbergs Nachbarstädtchen Sindringen, an den Bischof von Würzburg 1042; die Güter liegen „in pago Cochengowe in comitatus Heinrici comitis ad Wülfingen“. Heinrich ist danach Kochergaugraf mit Sitz in Wülfingen. Wir kommen schon früher, 1027, auf seine Spur in einer Waldschenkungsurkunde König Konrads II. an Kloster Murrhardt, in welcher Graf Heinrich für den räumlich mitbeteiligten Kochergau als dessen Graf Zeugnis und Zustimmung mitgibt. Dieselbe Obliegenheit erfüllt Graf Heinrich schon in einer Urkunde von 1024 für seinen Kochergau bei der Schenkung eines großen Bannforstes im Virigundwald an Kloster Ellwangen durch König Heinrich II. Über Graf Heinrichs Beziehung zum nahegelegenen Öhringer Grafenhaus und seine wahrscheinlich enge Zugehörigkeit zum Komburger Grafenhaus soll an anderer Stelle berichtet werden. Wülfingen dürfte auf Grund dieser Beziehungen ein alter Herkunftsstadt der ihre Herrschaft mächtig, bis Rothenburg, ausweitenden Komburger Grafen sein; Wülfingen würde so an eine der wichtigsten Stellen der Grafengeschichte karolingisch-ottonisch-salischer Zeit rücken!

Ein Vordringen in diese Jahrhunderte stößt im Kochergau und im Brettachgau als Untergau auf einen fränkischen Grafen Maorlach, 787 und 788, mit Beziehungen zum nahen Gardachgau. Sein Vater, Suabulodus, trägt den Schwabennamen, könnte also von einem

Ort mit altschwäbischer Vergangenheit stammen, was unter anderem für Wülfingen zuträfe. Auf solche altschwäbische Zeit führt der Name *Wülfingen*. Er verrät einen alamannischen Edeling *Wulf* als Ortsgründer aus dem 5. oder frühestens 4. Jahrhundert. Rückschau in diese vorfränkischen Jahrhunderte ergibt das Bild einer Kette damaliger Siedlungen den Kocher aufwärts, beginnend im siedlungsgünstigen Neckarland über Wülfingen am unteren und mittleren Kocher hinauf bis zum oberen: unterhalb von Wülfingen die Siedlung Tagmars und seiner Gesippen in Degmaringen, eines Magilo in Möglingen, Wachalo-Wächlingen, Sindheri-Sindringen, Rufilo-Rauflingen. Oberhalb von Wülfingen setzt sich die Reihe fort mit Ingolf-Ingelfingen, Gruono-Grüningen, Tato-Döttingen, Anno-Enningen, Gisilo-Geislingen, Muno-Muningens-Muninheim-Münkheim, Ansilo-Enslingen, Galubo-Gelbingen, Brodizo-Bretzingen und Brocko-Bröckingen oberhalb Gaildorf. Als engere, zusammengehörige Gruppe dieser Reihe lässt sich um den späteren fränkischen Gaugrafensitz an der siedlungsgünstigen Stelle zweier gegenüberliegender Bacheinmündungen, Kupfer und Wülfinger Bach, in den Kocher bei Wülfingen die dortige Siedlungsgruppe mit der Ausdehnung einer großen *Wülfinger Urmark* erschließen auf dem Weg über kirchengeschichtliche Forschung. Zur Wülfinger Urkirche zum hl. Michael lässt sich nämlich einwandfrei der zugehörige *Kirchensprengel* feststellen und Sindringen und Rauflingen kocheraufwärts und der alte, wichtige Salzort Niedernhall kocherabwärts anschließen zusamt Ingelfingen (Belsenberg) und Künzelsau. Diese Siedlungsgruppe grenzt sich damit ab gegen Döttingen kocheraufwärts und Wächlingen abwärts. Wächlingen hatte später seinen eigenen Hochadelssitz in der Orenbuc als Nachfolgerin des Wächlinger Edelhofs, Döttingen hatte seinen eigenen nachweisbaren Ursprengel. Der Edelsitz Wulfs und seiner Nachfolger in Wülfingen war damit Mittelpunkt eines alamannischen *Urgaues am Kocher*. So wie dann im 6. Jahrhundert der Heilbronner *Urgaumittelpunkt* am Neckar nach dem folgenschweren Frankensieg von 496 für den fränkischen König „konfisziert“ und mit einem fränkischen *Treubänder* besetzt wurde und dann auf alamannischem Grund und Boden in fränkischer Zeit seine *Urkirche zum heiligen Michael* bekam, so der Wülfinger Gaumittelpunkt am Kocher. Die zeitgemäße fränkische Namensumbildung von Wülfingen in *Wulvinheim* wie von Wächlingen in *Wachalinheim* (789 Wulvinheim, 795 Wachalingheim) ist Zeuge solchen Systemwechsels als politisch bedingten Volks-, Herrschafts- und Besitzwechsels. Wenn bei Wächlingen an der Ohrnmündung der be-

festigte Edelhof Orenburg stand, so in Wülfingen an der Kupfer- und Wulvingbachmündung ein entsprechender, der vielleicht den Namen Ortenburg trug, falls die sonst nicht belegbare Volksbenennung der Oberamtsbeschreibung Ohringen von 1865 zu Recht besteht. Eine Schenkung „Mutheri“ in Wulvinheim 789 an Kloster Lorsch nennt einen fränkischen Grundherrn Muther; es ist Hof und Mühle „in villa Cupfere in pago Cochengowe in Wulvinheimer marca“. Ob der über Wülfingen gelegene Muthof mit Mutfeld und Mutwiese noch an diesen Muther erinnert oder anders zu erklären ist, sei dahingestellt. Der so früh genannte Weiler *Kupfer*, 1365 und 1430 *Kupferhausen*, ist früher Ausbauort der fränkischen Herrschaft Wülfingen. Der weitere *Markungsausbau* des Wülfinger fränkischen Königsbeauftragten mit Amtsbezeichnung *Graf* geht Schritt um Schritt kocherauf- und abwärts mit Hof- und Weilergründungen auch auf den beiderseitigen Höhen, bis über Ernsbach hinaus in Gegend Sindringen nach dem wieder abgegangenen Sunlichendorf, Geroldeshagen und Buch (Buchhof) auf bestem Ackerland der Höhe; Sindringen selbst hat als frühen fränkischen Zeugen ein Grab der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts aufzuweisen. Der Ausbau schritt ebenso kocheraufwärts über Weisbach und ein wieder abgegangenes Talheim, Criesbach (mit fränkischen Gräbern) und Crispenhofen, an dem wirtschaftlich eindeutigen Scheuerheim (Scheurachshof) vorbei bis zur Au des Kunzilo, Künzelsau (mit fränkischen Gräbern) und bis Künsbach auf der Höhe und Amelungshausen, Amrichshausen der anderen Seite. Weiterer Ausbau griff im Kupfertal aufwärts bis Füßbach und in und am Salltal bis Wohlmuthausen und dem wieder abgegangenen Bergheim und den Sall-Orten. Der Sallname ist eine vordeutsche Benennung für Salzfluß; dort treten oberhalb Wülfingen im Salltal Salzquellen zutage. Der kocheraufwärts gelegene nahe Salzort Niedernhall hat eine alte Salzquelle, die dort schon vordeutsche Siedler angelockt hat vor den alamannischen und fränkischen. Fränkische Gräber vom Ende des 6. Jahrhunderts sind dort zutage gekommen; die Art ihrer Ausstattung erweist wie das Sindringer Grab und wie Kocherstetten kocherunterhalb mittelrheinische Beziehungen. Zum Mittelrhein über Worms und Speyer weist auch der alte Fernweg, der in zwei Strängen von dem schon vorzeitiglich besiedelten Wimpfen her nördlich und südlich von Wülfingen als „Hohe Straße“ und als „Nibelungenstraße“ schon in vordeutscher Zeit die Kocherlandschaft durchquert hat. Wülfingen hat zu diesen *nahen Hochwegen* alte Zubringerwege, auch zu einem dritten Hochweg



Kocherlandschaft von Wülfingen bei Forchtenberg. Etwas rechts der Bildmitte die Urkirche, links der ehemalige Fronberg, rechts das Bannholz, aus dem Bergeinschnitt kommt der Wülfinger Bach

Aufnahme: Dr. G. Wieser

Mainhardt-Heilbronn über Zweiflingen und Adolzfurt. Es sind teilweise schon vorgeschichtlich belegbare Salzwege. Der hl. Michael, der Drachentöter als Heiliger unterirdisch gespeister Salzquellen, in denen man sich offenbar einen Lintwurm hausend dachte (Dünste!), dürfte nicht ohne Grund Kirchenheiliger von Wülfingen sein. Der Lindrain zu Forchtenberg wie das Lindach und die Lintburg (später Limpurg) am Salzort Schwäbisch Hall dürften dafür namentliche Niederschläge sein. Salz war immer begehrte für Viehzüchter und menschlichen Bedarf. Das erweist schon die auffallend reiche vorgeschichtliche Besiedlung mit Vorzeitgräbern um Niedernhall und Forchtenberg wie Schwäb. Hall. Der unmittelbare Boden von Wülfingen hat vorgeschichtliche Siedlungsspuren geliefert, ebenso die Höhen beiderseits darüber. Diese Vorzeitbewohner haben der Sall, der Kupfer und dem

Kocher ihre vordeutschen Benennungen mitgegeben. Den alamannischen Viehzüchtern, besonders aber den Franken mit ihrer guten Organisation konnte das Salz der Kochergegend nicht verborgen und nicht gleichgültig sein; die Wülfinger Grafen als Organisatoren der Gegend waren sicherlich damit befaßt, mindestens stärker seit der Karolingerzeit; vielleicht übten sie zugleich für das zu ihrem engeren Bereich gehörige Niedernhall die Funktion von „Salzgrafen“ aus. Im übrigen bot die Kochergegend alles, was zu zweckmäßiger Siedlung Grundbedingung war: Wasserläufe, Quellen, Weidegründe und -hänge, Waldweiden, Jagd, Fischfang, später auch Weinbau. Der nahebei in Niedernhall wachsende „Distelfink“ kann einen Nachgeschmack der Güte schon mittelalterlichen Weinbaus dort geben. Abgesehen davon hatte die guten Siedlungsbedingungen schon jener Alamanne

Wulf bei seiner Ortswahl erkannt; die nachrückenden Franken haben es bestätigt gefunden und ausgestaltet und ihre Organisation in die Seitentäler und ins Waldland hinein ausgedehnt.

Den Kern von Wülfingen bildete der *Edelhof*, später *Grafen Hof*. Seine zweckmäßige *Lage* und *Flurgliederung* kann aus der Karte abgelesen werden: Quellen an der raumgebenden Taleinmündung des Wülfinger Bachs in die Kocherau, Mühlenbetrieb bei der Kupfer-einmündung am Kocher, Ackerland in den Schwar-zAckern und anschließenden Bodenäckern und Wiesland den Wülfinger Bach hinauf und am Kocher entlang, das herrschaftliche Bannholz über dem Wülfinger Bach, die Flur Erb am Kern der Siedlung, die Allmend der Wülfinger Dorfgenossen anschließend, und darüber der dem Edelherrn gehörige Fronberg (= Herrenberg). Auf Grund und Boden des Herrn die bachumflossene Kirche an der Gotrach (Karte von 1674) an der Grenze zum Überschwemmungsgebiet. Drüben über dem Kocher die Ausbausiedlung an der Kupfer, Kupferhausen, die alte Villa Cupfere, mit Brühl als Herrenwiese, Hofäckern und Hofwiesen. Nicht alles lag so erkenntlich da wie hier auf beigezeichneter Karte. Der Name Fronberg ist seit Jahrhunderten schon unbekannt und letztmals 1413 aus einem alten Lagerbuch zu erheben; 1574 hieß der Berg nach dem Wachs für Herrschaft oder Kirche schon Wachsberg, 1671 Pfaffenbergs als damaliger Kirchenbesitz. Auch das „Erb“ ist kaum mehr bekannt, aber 1671 bezeugt. Das Bannholz erscheint 1357 und auf althohenlohischer Karte 1674, heute zu Bohnholz verunstaltet.

Von der Wülfinger Siedlung sollen vor hundert Jahren noch Grundmauerreste zu finden gewesen sein. Der chronikschreibende Pfarrer Schiller hat 1760 noch bei Erneuerung der Wülfinger Kirchhofsmauer ein altes Steinfundament gesehen. Vorigen Herbst hat eine vom Verfasser veranlaßte Schürfung des um die Ortsforschung verdienten Forchtenberger Oberlehrers W. Müller auch am Wegrand (siehe Karte mit —) einige gesetzte Rohsteinquader festgestellt. Das andere ist vergangen, von Schwemmerde überdeckt, vom Wiesgrund überwachsen. Nur das romanisch-gotische Kirchlein steht, der Turm ragt auf und kündet vom alten Wülfinger Gottesdienst und dem dort ansässig gewesenen Edelherren und den Seinen. Wie stark die Wülfinger Überlieferung noch für die Forchtenberger war, zeigt eine Chronikmitteilung des Pfarrers Schiller um 1770, nach der damals noch im Friedhofskirchlein zu Wülfingen nicht nur die Leichenpredigten, sondern auch die Vermählungen gehalten worden sind!

Warum ist alles andere heute verschwunden? Antwort gibt der nochmalige Blick auf die Landschaft. Über dem malerisch sich aufbauenden Städtchen Forchtenberg mit der Stadtkirche darüber herrscht auch als Ruine das *Schloß Forchtenberg*. Beide verkörpern gegenüber dem jenseitigen Wülfingen eine neue Zeit, das Hochmittelalter und die neueren Jahrhunderte. Das Hochmittelalter ist jene Zeit, in der sich der regierende Hochadel von seinem im Bannkreis seiner Ursiedlung gelegenen Edelhof aus mit festem Burgenbau auf freie Bergkegel setzte, gefolgt von seinen hochadeligen Genossen, welche nun Bergsporne zu ihrem Burgenbau wählten. So entstand auch das 1240 erstmals genannte „castrum Vorhdenberg“, 1279 Forchtingberg. Sein Trutzname entspricht ganz dem Geist der Stauferzeit; er klingt in Nideck (Neideck, Trutzberg), Scharfenberg, Schreckenstein und anderen an. Er bedeutet hier „Fürchtenberg“, vom mittelhochdeutschen und mundartlich fränkischen Wort vorht. Vorangegangen waren andere, vom Hochadel errichtete Burgen mit dem Grundwort -berg: vor 1090 Weinsberg, Kamberg (Komburg), Hohenberg, nach 1100 Rötenberg (Mittelrot), Habichesberg (Habsburg), Scharphinberch (Fils), Lichtenberg (Bottwar), Rechberg und Reichenberg (Oppenweiler). Man sieht die Zeitströmung dieser Namenreihe, die Mode. In Beerbung der ansässigen gräflichen Geschlechter rückten damals vom nahen Kraichgau her die Herren von Düren ins Kochertal und nach Wülfingen. Ihnen genügte der ländliche Wülfinger Grafen Hof nicht mehr. Stolz und ehrgeizig stellten sie ihre neue Feste auf den Bergsporn gegenüber. Der neue Name „Fürchtenberg“, Forchtenberg ging mit auf das neue Burgdorf am Hang über, 1298 oppidum, Stadt genannt, mit neuer Kirche, mit Handwerkern und Bürgern; 1294 wird ein carnifex, ein Metzger, 1299 ein pellifex, ein Gerber genannt. Einer nach dem andern der von Wülfingen herübergewanderten Bewohner ist mit der Umsiedlung Forchtenberger civis geworden, freiwillig oder unter herrschaftlichem Druck. In der neuen Stadt mit Schloß winkte zudem Sicherheit. Die Wülfinger Zeit war vorüber, die neue, das Hochmittelalter, war an ihre Stelle gerückt. Von der Frühzeit reden nur noch einige räumlich zerstreute Pergamente und die grüngoldenen Urkunden der Landschaft, die Flurnamen. Letztes sichtbares, aufrechtstehendes Zeichen auf altgeschichtlichem Boden ist nur noch die kleine Gottesackerkirche zum heiligen Michael, dem Lieblingsheiligen des frühmittelalterlichen Hochadels, der hier seine Jahrhunderte geschichtlichen Lebens erfüllt hat.

Der Dreimännleinsteine aus Nagold

Von Albert Walzer

In der mittelalterlichen Abteilung des Württ. Landesmuseums befindet sich ein Gewölbeschlüssestein aus dem ehemaligen Chor der 1870 abgebrochenen Marienkirche in Nagold¹, der wegen seiner eigenartigen Darstellung auffällt (Abb. 1). In einem Kreis hasten drei nackte Männer in gestrecktem Lauf dem rahmenden Rundprofil entlang so hintereinander her, daß jeder mit der vorgeworfenen Rechten die linke Fußsohle seines Vordermanns berührt. Dabei hat er mit der zurückschwingenden Linken auch noch seinen Hintermann beim Schopf gepackt.

Die gleiche Darstellung findet sich in unserem Lande auch noch auf einem Schlüssestein in der Stadtkirche von Murrhardt (Abb. 2) und im ehemaligen, jetzt als Sakristei benützten Chor der Pfarrkirche in Plüderhausen bei Schorndorf (Abb. 3), wo sie auffallenderweise aus Metall dem eigentlichen Schlüssestein aufgelegt ist². Schließlich ist früher schon auf einen ähnlichen Dreimännleinsteine im Kreuzgang der Stiftskirche St. Petri in Fritzlar (Abb. 4) aufmerksam gemacht worden³, auf dem die Figürchen allerdings bekleidet sind.

Für die Datierung der Schlüssesteine stehen zwei Zeitangaben zu Gebote. Die ehemalige Marienkirche in Nagold ist nach der Inschrift auf einer ebenfalls ins Landesmuseum gekommenen Säulentrommel 1360 zu bauen begonnen worden⁴. Nach der Aufmachung des Taufbeckens zu schließen, das als drittes Stück aus der abgerissenen Kirche in Stuttgart steht, muß sie anschließend rasch aufgebaut und ausgestattet worden sein. Der Nagolder Schlüssestein wäre danach noch im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts entstanden. Weiter ist noch bekannt, daß die Stadtkirche in Murrhardt von 1434 ab ihre heutige Gestalt und damit auch ihr Gewölbe bekommen hat. Vergleicht man nun die Darstellungen miteinander, so fällt auf, daß die Figuren auf dem Nagolder Stein wesentlich besser proportioniert und auch ganz anders in ihrer Bewegung verstanden sind als die auf den übrigen Schlüssesteinen. Sie sind seitwärts gedreht und laufen damit wirklich dem Rahmenrund entlang, während die anderen aus der Hintergrundfläche heraus frontal nach unten schauen und damit keinen Boden für ihren Lauf haben. Sie schweben irgendwo in der Luft und



Abb. 1. Schlüssestein aus der ehemaligen Marienkirche in Nagold
Württ. Landesmuseum Stuttgart

rudern dabei hilflos mit ihrem ledigen Bein herum (Murrhardt) oder ziehen es nach, ohne daß die Situation recht geklärt wäre (Plüderhausen). Im Gegensatz zu den beiden genannten Daten würde man also am liebsten den Nagolder Stein für den jüngsten und die anderen, auch den aus Murrhardt, für älter halten. Sollte der letztere aber tatsächlich nach 1434 entstanden sein, so kämen wir mit dem Nagolder in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Daß seine Figürchen so tief unterschnitten, ihre Körper und Glieder ganz auf Bewegung abgestellt sind, und dabei tiefe Schattenlöcher umschließen, könnte dafür sprechen. Aber daß die Rippenansätze noch das charakteristische birnförmige Profil haben, verlangt eigentlich doch, daß es bei der angegebenen Datierung bleibt. Es ist jedenfalls kaum anzunehmen, daß der Schlüssestein nachträglich ausgewechselt und die Rippenansätze dabei nach dem ursprünglichen Muster angelegt wurden. Unter diesen Umständen bliebe zu erwägen, ob es sich in Murrhardt nicht um einen älteren, wieder verwandten Schlüssestein handelt. Je-

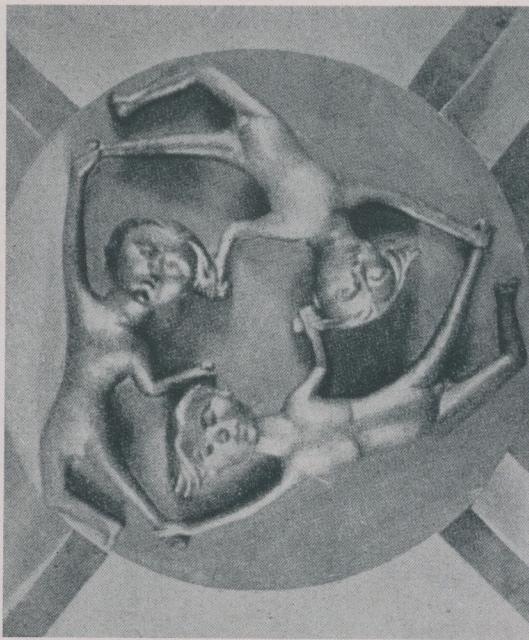


Abb. 2. Schlussstein in der Stadtkirche Murrhardt



Abb. 3. Schlussstein im ehemaligen Chor der Pfarrkirche in Plüderhausen

denfalls stammen die genannten Darstellungen entweder alle aus dem 14. oder teilweise aus dem 14. und teilweise aus dem 15. Jahrhundert.

Jede Deutung dieser Schlusssteinbilder wird davon ausgehen müssen, daß es sich bei ihrem Motiv offensichtlich um einen Kreislauf oder Wirbel handelt, und daß die Männer dabei so betont miteinander verflochten sind, daß sie trotz ihrer Dreizahl auch wieder eine Einheit bilden. Sie könnten deswegen zunächst einmal einfach ein Bild dafür sein, daß hier im Gewölbescheitel die in den Rippen aufsteigenden architektonischen Kräfte zusammenprallen und sich zu einem rotierenden Energiezentrum ausgleichen. Nachdem die Gotik namentlich des 14. Jahrhunderts auf den Schlusssteinen häufig Blätterwirbel dargestellt hat und damit wohl das gleiche zum Ausdruck bringen wollte, scheint eine solche Deutung fürs erste naheliegend. Daß die Anzahl der Männer nicht mit der der Rippenansätze übereinstimmt (in Plüderhausen sechs, sonst vier), würde nicht unbedingt dagegen sprechen. Auch die Blätterwirbel sind fast nie aus ebensoviel Blattformen wie Gewölberippen zusammengesetzt. Das Motiv könnte also einfach zur Verlebendigung des Formgedankens in der gotischen Architektur erfunden worden sein.

Oder haben diejenigen recht, die wegen der Beschränkung auf drei Figuren in diesen Schlusssteinbildern ein mittelalterliches Symbol der göttlichen Dreifaltigkeit

sehen?⁵ Aber wäre das Mittelalter von sich aus darauf gekommen, die drei göttlichen Personen mit drei nackten Männern zu vergleichen und vor allem, was hätte dann der Kreislauf der Drei zu bedeuten? Daß der Sohn vom Vater gezeugt wird und beide zusammen nach kirchlicher Lehre den Hl. Geist aushauchen, ist kein Kreislauf. Es könnte höchstens durch ein Dreieck angedeutet werden. Zudem haben die Theologen immer wieder betont, daß zwischen dem Gezeugtwerden des Sohnes und der Exspiratio des Geistes ein Unterschied ist. Um so weniger dürfte eine solche unterschiedslose Abfolge der Drei als Bild des Verhältnisses vom Vater zum Sohn und Geist gebilligt worden sein. Andererseits konnte die Dreifaltigkeit, auch wenn sie im 4. Laterankonzil (1215) ausdrücklich als „das (eine) Prinzip der Welt und als der eine Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge“ charakterisiert wurde, niemals als Wirbel und damit als Urbewegung dargestellt worden sein, aus der alles Leben hervorgeht. Die Schöpfung und Erhaltung der Welt entspringt nach Ansicht der Kirche einem Willensakt der Gottheit, keiner zeugenden Bewegung derselben. Sie wäre sonst auf die Stufe einer sich von selbst entfaltenden Naturkraft herabgesunken. Das Mittelalter kann also nicht ohne weiteres eine solche Darstellung als Symbol der Dreifaltigkeit entwickelt haben.

Aber eine andere Möglichkeit wäre zu erwägen,

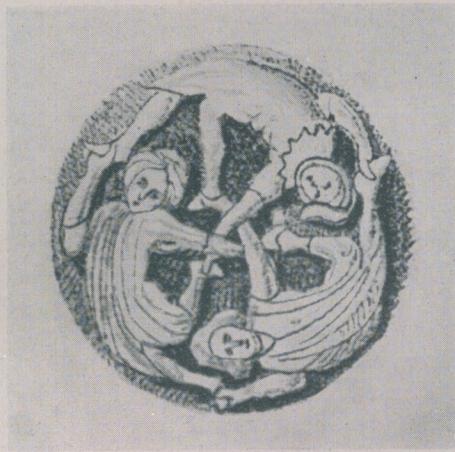


Abb. 4. Schlußstein aus dem Kreuzgang der Stiftskirche St. Petri in Fritzlar (Nachzeichnung)

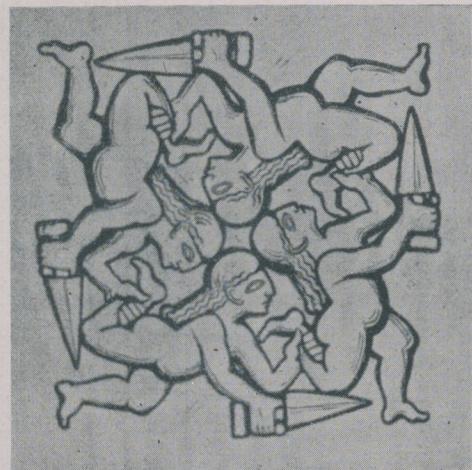


Abb. 5. Wirbel auf einer Tonbulle aus Ur (Nachzeichnung)

nämlich ob es sich nicht um eine Kombination aus beidem handelt, aus dem Willen, die architektonischen Absichten zu verlebendigen und aus dem Wunsch, diese Verlebendigung der Form so zu gestalten, daß sie gleichzeitig eine religiöse Idee andeutet⁶. Dafür kämen folgende zwei Versionen in Frage: Die vier Rippenbögen des Nagolder, Murrhardter und Fritzlarer Beispiels könnten zusammen mit den vier Ecken, aus denen sie herauswachsen, der mittelalterlichen Zahlensymbolik entsprechend als Sinnbilder der vier Elemente aufgefaßt worden sein. Dann würde der von ihnen begrenzte und durch sie als den entscheidenden Kraftströmen in seinem Aufbau bestimmte Raum den Kosmos, letzten Endes die gesamte Schöpfung, bedeuten. Nach der mittelalterlichen, auf die Antike zurückgehenden Auffassung ist der Kosmos genau so wie der Mensch aus den vier Elementen gebildet worden. Schon in altchristlicher Zeit faßt der hl. Cyprian⁷ die Zahl vier „propter quattuor elementa“ als Zeichen für alles von Gott Geschaffene, für die „creatura“ auf, und das ist später immer wiederholt worden. Diesem Hinweis auf die Schöpfung wäre dann mit den drei Gestalten auf dem Schlußstein das Zeichen des dreieinigen Schöpfers gegenübergestellt, genau so wie schon Cyprian und nach ihm viele mittelalterliche Symboliker der Vier als dem Zeichen der Schöpfung, der „creatura“, die Drei als Zeichen des Schöpfers, „creatoris propter trinitatem“, gegenüberstellen. In der Verbindung der so gedeuteten Vier und Drei zur Sieben begründen sie die Heiligkeit dieser Zahl. Die Sieben wird deswegen bezeichnenderweise auch gern als Symbol der Vollendung und Gesamtheit gedeutet⁸. Bei einer

solchen Erklärung wäre der Übergang von den vier Rippenbögen zu den drei Figürchen auf den Schlußsteinen dieser Art inhaltlich begründet. Daß die Drei dabei zusammen einen Wirbel bilden, wäre dagegen aus der Absicht bedingt, gleichzeitig auch noch den Architekturgedanken, also das Aufeinanderstoßen der in den Rippen aufsteigenden Kräfte und ihren Ausgleich zu einer kreisenden Bewegung, entsprechend zu versinnbildlichen. Die andere Version hätte vielleicht auch noch den zur Deutung des formalen Aufbaues erforderlichen Wirbel bis zu einem gewissen Grad miterklärt. Wurde das von den vier Rippen getragene Gewölbe für ein Symbol des Himmelsgewölbes gehalten – und daß das geschehen ist, beweisen die Sterne, mit denen das Gewölbe gelegentlich verziert wurde – so bedeuteten die vier Rippen die vier Säulen, von denen das Himmelsgewölbe getragen wird. Wo sie zusammenstoßen, ist die runde Öffnung ins Jenseits, die Mandorla. Wir können sie häufig um die Figur Christi herum dargestellt sehen. Nur ist sie dann meistens seiner hochragenden Gestalt wegen spitzoval. Sie soll andeuten, daß er aus dem Jenseits ins Diesseits kommt, wieder dorthin zurückkehrt oder durch diese Öffnung auf dem Himmelsthron zu sehen ist. Daß dabei in der Regel die vier Evangelistenzeichen um sie herumgruppiert sind, beweist, daß auch diese Bilder Christi in der Mandorla durch die Vorstellung von den vier das Himmelsgewölbe mit dem Jenseitstor tragenden Weltäulen bedingt sind. Denn die Evangelistenzeichen werden auf die Vision bei Ezechiel, Kap. 10, zurückgeführt. Dort tragen vier Cherubim mit einem nach Ezechiel 1, 7 als Stierkopf zu deutenden Cherubs-

gesicht, einem Adler-, Löwen- und Menschenkopf den Thron Gottes. Die Bilder schieben die Mandorla zwischen die Cherubim und den Thron. Damit tragen diese statt des Thrones das Himmelsgewölbe mit der Öffnung ins Jenseits, sind also an die Stelle der vier Weltsäulen getreten. Wenn die vier Rippenbögen unserer Beispiele als Symbole der vier Weltsäulen mit den vier Evangelistenzeichen und so mit den vier Ezechielschen Cherubim verglichen worden wären, würde die Ezechiel-Vision deswegen eine Erklärung für den Wirbel der drei Gestalten auf den Schlüßsteinen geben, weil der Thron Gottes dort ein Wagen ist, der sich mit der Gottheit ständig um sich selber dreht. Davon wäre nur noch das Kreisen der Gottheit selbst geblieben.

Aber gegen beide Auslegungsversuche, mit Hilfe typisch mittelalterlicher Ideen die Architektur zu deuten, spricht 1. der Umstand, daß es in Plüderhausen statt vier sechs Rippen sind, die den Schlüßstein tragen, und daß es in Nagold offenbar ein Netzgewölbe war, 2. daß wir für die meisten anderen Schlüßsteinbilder keine ähnlichen, vom Gesamtaufbau ausgehenden Erklärungen finden können, und 3. daß es nach wie vor erstaunlich wäre, wenn das Mittelalter von sich aus, also unbeeinflußt durch ältere Vorlagen, drei nackte Männer als Symbol der Dreifaltigkeit genommen hätte.

Tatsächlich ist auch schon einmal vermutet worden, daß der Dreierwirbel auf unseren Schlüßsteinen überhaupt kein mittelalterliches, sondern ein altüberkommenes Motiv ist. Aber man hat dabei die Quelle offensichtlich in einer falschen Richtung gesucht. H. Chr. Schöll⁹ glaubte nämlich, in den Schlüßsteinbildern würde die Vorstellung einer im vorchristlichen Germanien verehrten weiblichen Dreifaltigkeit weiterleben, genau so wie in dem bekannten Kindervers:

„Hotte, hotte, Rößle,
Z'Stuget stohrt e Schlößle,
Z'Stuget stohrt e Doggehaus,
Gucket drei alte Jungfre raus.“

Oder wie in den vielverehrten, vieldargestellten, aber zweifellos nur christianisierten drei hl. Jungfrauen: Einbet, Wilbet und Ambet oder Borbet. Daß die drei Gestalten in Plüderhausen keine Geschlechtsmerkmale haben, schien Schöll recht zu geben. Aber sind sie nicht bloß später entfernt worden, weil man ihre Darstellung an Figuren, die als Symbol der Dreifaltigkeit gelten sollten, schließlich für undezent hielt? Auf dem Nagolder Stein, der Schöll offenbar nicht bekannt wurde, sind sie jedenfalls alle drei deutlich als Männer charakterisiert, und in Murrhardt ist es

wenigstens noch eine. Nachdem es sich aber zweifellos um dasselbe Motiv handelt, scheidet die Schöllsche Theorie von vornherein aus.

Wenn wir uns weniger an die Dreizahl der Gestalten halten und dafür mehr auf die Tatsache achten, daß sie einen Wirbel bilden, zeigt es sich, daß dieses merkwürdige Motiv: Wirbel aus menschlichen Leibern, uralt ist. 1929 hat Woolley bei den Ausgrabungen im Gebiet der sumerischen Stadt Ur in Mesopotamien eine Tonbulle gefunden, die heute in London aufbewahrt wird¹⁰. Darauf ist unter der Darstellung von Kämpfen zwischen Helden, zwischen einem Wisent und einem Löwen und dem Bild der Mondsichel sowie des achtstrahligen Sterns eine Keilinschrift der Gemahlin des „Meschannippadda, Königs von Kisch“, der sonst auch als König von Ur bekannt ist und in der Zeit um 3200 v. Chr. gelebt haben muß. Den Abschluß macht die in Abb. 5 gezeigte Darstellung eines Wirbels aus vier nackten menschlichen Gestalten. Und was für uns dabei besonders wichtig ist, er ist so angelegt, daß jede Figur mit ihrer Linken das in der Kniestellung zurückgeworfene rechte Bein der vorausgehenden umklammert. Die Darstellung nimmt also sogar schon diese eine Besonderheit der Formulierung des Menschenwirbels auf den Schlüßsteinen vorweg. Statt der anderen – nämlich daß sich die drei dabei am Schopf packen – tragen die vier sumerischen Gestalten jeweils einen Dolch in der Rechten.

Eine zweite uralte Darstellung eines Wirbels aus menschlichen Leibern befindet sich auf einem aus Babylon stammenden Marmorscheibchen unter den Beständen der vorchristlichen Abteilung der Berliner Museen¹¹ (Abb. 6). Bei den Ausgrabungen der deutschen Orientgesellschaft kam es in der Wohnstattschicht der ersten Dynastie von Babylon, also der sogenannten Hammurabi-Dynastie zum Vorschein. Danach muß es in der Zeit um 2000 v. Chr. entstanden sein. Hier sind es fünf nackte bärige Männer. Ihr Kopf und Oberkörper steht streng aufgerichtet strahlenförmig von dem Pentagramm ab, das der Unterleib und die wie der ganze Körper ausgerichteten Oberschenkel der fünf dadurch miteinander bilden, daß die Unterschenkel jeweils zwischen den Beinen der Vordermänner durchgeschoben und an ihren Leibern hochgewinkelt sind.

Schließlich findet sich noch ein dritter Typ auf zwei aus Bronze gegossenen, kreisförmigen Bekrönungen persischer Standarten (Berlin, Sammlung Sarre; Paris, Louvre), die von Sarre¹² für vorachämenidisch geschätzt, also etwa aufs 7. Jahrhundert v. Chr. datiert, von Heuzey aber für parthisch und damit für Werke

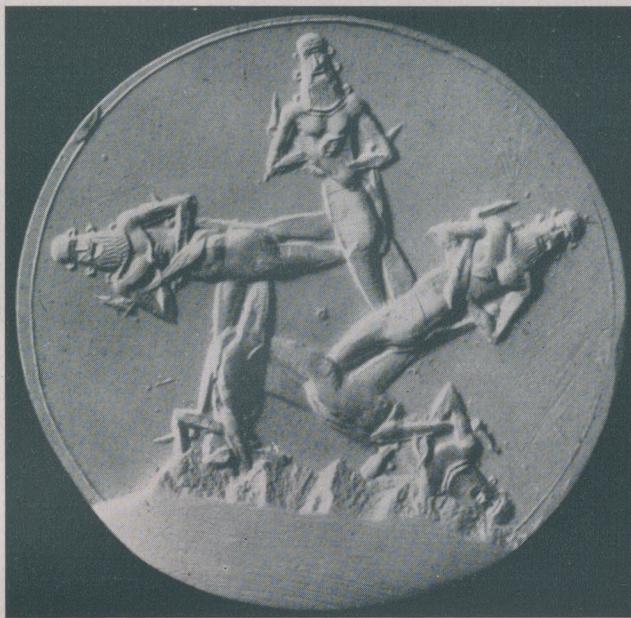


Abb. 6. Marmorscheibe (Gußform ?).
Ausgegraben in Babylon

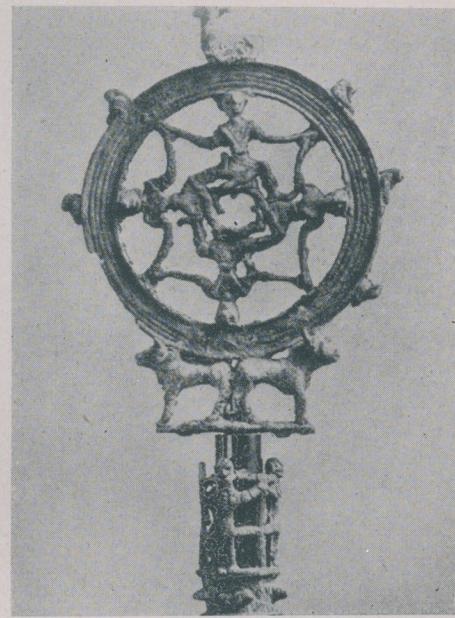


Abb. 7. Bekrönung einer persischen Standarte
Sammlung Sarre, Berlin

des 3. Jahrhunderts gehalten werden (Abb. 7). Hier sind es wieder vier, und zwar bekleidete Gestalten. Dabei streben ihre Körper wie bei dem babylonischen Beispiel von einem inneren Ring sternstrahlenförmig nach außen weg. Aber in diesem inneren Ring sind sie mit ihren Beinen nicht kompakt miteinander verflochten, sondern wirbeln in Kniestellung so hintereinander her, daß jeder mit seinem rechten Fuß auf die Hüfte des Vordermanns tritt und mit dem linken Bein unter dem Leib der folgenden Gestalt Fuß faßt. Also wieder ein Kreislauf wie auf der Tonbulle aus Ur, nur daß er statt dem rahmenden Rund entlang im Zentrum vor sich geht und die Köpfe damit statt nach innen gekehrt zu sein, nach außen schauen.

Nachdem sich die Figuren dabei mit bogenförmig nach dem äußeren Rahmen zu ausgestreckten Armen die Hände reichen, anscheinend um dabei etwas zu halten, bilden die Armpaare mit den Körpern zusammen eine achtstrahlige Sternform um den inneren Wirbel. Sollte es sich dabei um ein Bild der kreisenden Sonne mit einem achtteiligen Sternstrahlenkranz nach dem Muster der Sonnensiegel auf den babylonischen Urkundensteinen handeln? Die Köpfe und Handbündel könnten jedenfalls den Kugel- oder Kreisformen an den Spitzen der acht Strahlen des Sonnensterns entsprechen, durch die dieser überhaupt erst als solcher kenntlich ist. Die ursprünglich sechs Vögel auf dem äußeren Rund könnten die Sonne in den einzelnen

Zeitphasen des Tages bedeuten, der ruhende Stier oder Widder in der Mitte oben die Mittagssonne und die beiden voneinander abgekehrten Stiere, die das Rund tragen, die Morgen- und Abendsonne. Ob die beiden älteren Beispiele auch schon Sonnensymbole sein sollten, wissen wir nicht. Daß die Vier auf der Tonbulle aus Ur Dolche in den Händen tragen, scheint nach unseren Begriffen dagegen zu sprechen. Aber ob die anderwärts vorgeschlagene Deutung¹³ auf vier der Haartracht nach weibliche Windgottheiten zu Recht besteht, müßte bei ihrer ausgesprochenen Kreislaufbewegung nachgeprüft werden. Über die Darstellung auf der Marmorscheibe aus Babylon steht jedenfalls soviel fest, daß es sich dabei um ein Glücks- oder Abwehrzeichen handelt.

Vorchristliche Wirbelformen mit drei Personen sind bis jetzt nicht aufgetaucht. Aber nachdem sowohl vier- wie fünffigurige vorkommen – also ein Wechsel möglich war – ist es nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, daß es auch alte Dreiergruppen gegeben haben kann. Es wird dadurch sogar wahrscheinlich, daß ein anderes, öfter wiederkehrendes Wirbelmotiv, ein Triskeles mit drei menschlichen Beinen um einen Kreis oder ein menschliches Gesicht gelegentlich auf einem Löwen (Vase: Aspendos in Pamphilien) oder über einem Stier (Relief von Bedjae, Tunis, mit der phönizischen Inschrift: Geweiht Baal dem Herrn, dem ewigen Sonnenkönig) dargestellt ist und demnach



Abb. 8. Aus dem Skizzenbuch
des französischen Architekten Villard de Honnecourt

ebenso als Sonnenzeichen wie der vierfigurige Wirbel auf den persischen Standarten zu gelten hat. Die ältesten erhaltenen Beispiele für den Dreimännleinwirbel sind in Irland und England¹⁴ und stammen aus dem frühen Mittelalter. Zwischen ihnen und unseren schwäbischen Schlusssteinen ist bis jetzt keine Zwischengruppe bekannt geworden. Das ist eine beträchtlich lange Zeit. Aber auch die Lücke zwischen den vorchristlichen Vierer- und Fünferwirbeln und den irisch-englischen Beispielen mit drei Personen ist, selbst wenn die Pariser und Berliner Standarten parthisch sein sollten, noch reichlich groß. Sie ist zwischen diesen Standarten und den noch älteren Darstellungen aus Babylon und Ur und erst recht zwischen diesen selbst noch viel größer. Dürfen wir trotzdem, und obwohl es sich um völlig verschiedene Kulturlandschaften handelt, an einen Zusammenhang glauben?

Offenbar doch. Es gibt jedenfalls auch andere Wirbelformen, die nur noch in großen Zeitabständen und manchmal nur über weit auseinanderliegende Gebiete verstreut faßbar sind und wegen ihrer merkwürdigen Darstellung trotzdem sicher nicht jeweils neu erfunden sein können. So vor allem die drei Fische mit nur einem Kopf. Wir kennen das Motiv von Holzgerlinger und Schwarzwälder Ofenwandplatten aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert und als Dekor norddeutscher irdener Schüsseln aus dieser Zeit. Dann haben wir wieder Belege aus der Zeit zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert, und zwar auf Schlusssteinen (Luxeil¹⁵-St. Petri, Fritzlar¹⁶) und auf Taufsteinen (St. Jacques de Compiègne-Sélande¹⁷). Gelegentlich



Abb. 9. Gipsabguß eines gotischen Schlusssteins
unbekannter Herkunft

wird es auch als Familienwappen (Keckwiz, Dernheim, Hünider) verwendet. Von da bis zum nächst älteren Beispiel ist eine besonders große Lücke. Und zwar findet sich dieses in Ägypten und stammt aus der Zeit der 18. Dynastie¹⁸. Gewisse Spuren lassen aber erkennen, daß es noch älter ist und auch im Iran vorgekommen sein muß. Mit ähnlichen Abständen sind auch die drei mit den Ohren zusammengewachsenen Hasen, allerdings nur bis zum frühen Mittelalter zurück zu verfolgen, und ebenso sind zwischen dem Vorkommen des bereits erwähnten dreibeinigen Triskeles immer wieder beträchtliche Pausen.

Ist das Motiv also nicht erst im Mittelalter entstanden, sondern altüberkommen, so bleibt noch die Frage, ob es dann auch tatsächlich in ein Zeichen für die Dreifaltigkeit umgedeutet wurde, obwohl vom Theologischen her gewichtige Bedenken dagegen bestehen mußten. Daß wir es bis jetzt nur aus Kirchen kennen, scheint das von vornherein zu bestätigen. Aber bei näherem Zusehen ist dieser Beweis allein noch nicht stichhaltig genug. Um 1230 zeichnet jedenfalls der französische Architekt Villard de Honnecourt¹⁹ in seinem Skizzenbuch²⁰ auch einen Wirbel mit vier Männern (Abb. 8). Man kann das Wirbelmotiv zu dieser Zeit also noch variieren, ist auf keine inhaltlich bestimmte Form festgelegt. Letzten Endes wird der Villard'sche Viererwirbel noch durch solche aus der vorchristlichen Zeit angeregt sein, so daß wir mit einer breiten Tradition zu rechnen haben, die sowohl den bis jetzt in keinem Exemplar bekannt gewordenen, vermutlich ebenfalls alten Dreierwirbel wie die nach-

weisbaren, mehrfigurigen vorchristlichen Wirbelformen ans Mittelalter vererbt hat. Daß sich Villard gleich daneben auch noch die drei Fische mit nur einem Kopf aufskizziert hat, beweist, daß ihn auch dieses Motiv, das heute wegen seiner Darstellung auf Tauf- und Schlußsteinen ebenfalls als Trinitätszeichen gedeutet wird, lediglich seiner bizarren Form wegen interessiert hat. Dazu kommt, daß sich in der Düsseldorfer Sammlung von Gipsabgüßen²¹ die Abformung eines Schlußsteins unbekannter Herkunft befindet, auf dem drei nackte menschliche Körper mit nur einem bärigen Kopf dargestellt waren (Abb. 9). Niemand wird behaupten wollen, daß diese groteske Figur ebenfalls die Trinität bezeichnen sollte. Sie gehört mit den drei Fischen offensichtlich zu einer größeren Gruppe von Wirbelformen aus drei Leibern mit nur einem Kopf. Jedenfalls ist in der gleichen Sammlung auch noch der Abguß eines Schlußsteins mit einem dreileibigen Wiesel²². Auf Schlußsteinen und Flugblättern des 18. Jahrhunderts wird gelegentlich ein dreileibiger Hirsch²³ dargestellt. Bergner²⁴ behauptet, daß auch drei Vögel mit nur einem Kopf auf Schlußsteinen vorkommen. Spricht die Fülle solcher auffallender Wirbelformen nicht dafür, daß hier einfach vorchristliche Ornamentmotive (antiker geschnittener Stein mit dreileibigem Stier²⁵) in spielerischer Weise ohne inhaltliche Absichten abgewandelt wurden, um zwischen die Schlußsteine mit Blätterwirbeln auch noch andere Wirbelbilder einzurichten? Auffällig ist jedenfalls, daß aus den drei mit den Ohren zusammengewachsenen Hasen, die gleichfalls Trinitätsymbole sein sollen, gelegentlich auch vier werden konnten (Kathedrale von Lyon²⁶).

Beweist also die Darstellung in Kirchen und das Vorkommen weiterer Dreierwirbel in diesen an sich noch nicht viel, so legt eine Besonderheit der Anordnung dort ihre schließliche Umdeutung in ein Zeichen der Dreifaltigkeit doch nahe. Für Nagold wissen wir, daß im Chor der abgebrochenen Marienkirche außer dem Dreimännleinschlußstein noch einer mit dem Lamm Gottes und ein dritter mit der Darstellung eines Heiligen eingebaut waren²⁷. In Murrhardt hatte der ehemalige Westchor von jeher nur zwei Gewölbegiebte. Auch da ist auf dem zweiten neben dem Dreimännleinschlußstein das Lamm Gottes dargestellt. Und in Plüderhausen sind vom ehemaligen Chor nur noch zwei Gewölbeträven erhalten. Unser Dreierwirbel ist in der vor dem Chorabschluß, und im Gewölbe davor ist wieder das Agnus Dei. Wenn aber beide, das Lamm Gottes und der Dreierwirbel, so betont zusammen dargestellt wurden und in Plüderhausen in einer Abfolge, bei der der Dreimännlein-

stein den Abschluß macht, dann müssen die drei Männer nach dem vorausgehenden Agnus Dei als Symbol Christi doch wohl als Hinweis auf die Dreifaltigkeit benutzt worden sein.

¹ Vgl. Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg: Schwarzwaldkreis, 1897, S. 157. – ² Nach gütiger Mitteilung von Herrn Pfarrer Röhrle, Plüderhausen. – ³ Wilhelm Molsdorf: Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst, Leipzig, 1926, S. 7, Nr. 10, Bau- und Kunstdenkmäler im Reg.-Bezirk Cassel II, 1909, Taf. 83. – ⁴ Nach den Angaben auf der Säulentrommel wurde der Grundstein am 22. Juli 1360 gelegt. – ⁵ Beda Kleinschmidt, Die Zeit im Bild, 1925, Nr. 27; K. Künstle, Iconographie der christlichen Kunst I, S. 226; Heinrich Bergner, Kirchliche Kunstaltermümer, S. 542; W. Molsdorf, Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst, S. 6 f.; Menzel, Symbolik I, S. 574; Maury, Essai sur les légendes pieuses du moyen-âge, S. 189, Ann. 1; Didron, Histoire de Dieu, S. 368, 550, lehnt die Ausdeutung als Trinitätsymbole ab. – ⁶ In der Westempore des Gurker Domes sind auf dem Gurtbogen Leitern aufgemalt und im Gewölbe selber das himmlische Jerusalem. Über die Leitern steigen Engel zu diesem empor und von dort zur Erde. Karl Ginhart und Bruno Grimschitz, Der Dom zu Gurk, Tafel 79; Im Karrnergewölbe in Pisweg ist in den Gewölbefeldern die Geschichte der Stammeltern mit ihrer Vertreibung aus dem Paradiese dargestellt, während auf den Rippen Selige und Heilige über Leitern zum Gewölbescheitel emporsteigen, wo als Symbol des neuen Paradieses das Agnus Dei auf dem Schlußstein dargestellt ist, weil es nach der Apokalypse die neue Sonne des künftigen Paradieses sein wird. W. Frodl, Die romanische Wandmalerei in Kärnten, Tafel 71. – ⁷ De exhortatione martyrum ad Fortunatum c. 11, Migne IV, 694. – ⁸ Quid in septinario numero nisi summa perfectionis accipitur? Gregorius magnus, moral. 1, 1, 18; Migne LXXV, 517. – ⁹ Hans Christoph Schöll, Die drei Ewigen, Diederichs-Verlag, Jena, 1936. – ¹⁰ E. Unger in Forschungen und Fortschritte, 11. Jahrgang 1935, S. 153. – ¹¹ Berliner Museen, Berichte aus den Preuß. Kunstsammlungen, LVIII. Jahrgang, 1937, S. 30 ff. – ¹² Sarre, Beiträge zur alten Geschichte, 1903, S. 333 ff.; Heuzey, Revue d'Assyriologie, 1902, S. 103. – ¹³ E. Unger, Forschungen und Fortschritte, 1935, S. 153. – ¹⁴ Romilly Allen, Early Christian Symbolism, S. 382, Abb. 147; Crawford, Handbook of carved ornament, S. 55, Abbildung 12 B, T. XXXIV, 92; Proceed Soc. antiqu. Scott. 1896/97, S. 310. – ¹⁵ Abb. Revue Archéologique, 1930, S. 36, Abb. 2. – ¹⁶ Bau- und Kunstdenkmale des Reg.-Bez. Cassel II, 1909, Taf. 83. – ¹⁷ Vgl. Revue Archéologique, 1930, S. 38, Ann. 3. – ¹⁸ Bossert, Kunstgewerbe Bd. IV, S. 58. – ¹⁹ Geboren Ende 12. Jahrhundert, nachweisbare Tätigkeit um 1230/35. – ²⁰ H. R. Hahnloser, Kritische Gesamtausgaben des Bauhüttenbuchs, Wien 1935. – ²¹ Hch. Frauberger, Illustrierter Katalog der Sammlung von Gipsabgüßen des Zentralgewerbevereins Düsseldorf, Nr. 164, Taf. 31. – ²² Ebenda Nr. 161, Taf. 31. – ²³ Schiefscheibe Schloß Eybach, Flugblätter im Heimatmuseum Kirchberg/Jagst und Langenau. Auf den Flugblättern ist jeweils angegeben, der Hirsch sei an dem und dem Tag von einem Jäger geschossen worden. – ²⁴ Heinrich Bergner, Kirchliche Kunstaltermümer, S. 542. – ²⁵ Furtwängler, Antike Gemmen, III, 55, Figur 38. Vier Pferde mit einem Kopf, Mosaik aus Karthago, Revue Archéologique, 1930, S. 42, Abb. 5. Vier Gazellen mit einem Kopf, Vasenbild 6. Jahrh., Louvre, ebenda Abb. 4. – ²⁶ Béguie, Monographie de la Cathédrale de Lyon, S. 192. Revue Archéol. 1930, S. 29, Abb. 6. – ²⁷ Vgl. Württ. Kunstdenkmale: Schwarzwaldkreis S. 157.



Oberndorfer Altar – Gesamtansicht

Der Oberndorfer Altarschrein

Von Julius Baum

Westlich des mittleren Ammertales liegt, ein wenig erhöht, das katholische Pfarrdorf Oberndorf, das bis 1791 nach Poltringen eingepfarrt war. Erst in diesem Jahr wurde die bisherige Liebfrauenkapelle zur Pfarrkirche erhoben und der hl. Ursula geweiht. Das Patronatsrecht der Pfarrkirche in Poltringen selbst schenkten die Pfalzgrafen von Tübingen 1292 dem Kloster Bebenhausen; in der Folgezeit wurde 1325 die Kirche dem Kloster incorporiert. Die Kirche in Oberndorf birgt in ihrem spätgotischen Chor einen der stattlichsten Altarschreine des Landes. Er hat bisher niemals die ihm gebührende ausführliche Würdigung erfahren¹.

Der Schrein ist mit seinen 3,60 m Breite und, in der überhöhten Mitte, 3,30 m Höhe, für den Hochaltar einer ehemaligen Kapelle ungewöhnlich groß. Auch entspricht seine Gestalt nicht dem schwäbischen Herkommen. Eine polygonale, in fünf Seiten des Zehnecks abgeschlossene Mittelnische wird durch Stabwerk von zwei schmalen in drei Achteckseiten schließenden Seitennischen abgetrennt. Die mittlere Nische ist durch einen Untersatz erhöht. Die drei Nischen sind rückwärts mit verglasten gotischen Spitzbogenfenstern versehen und in der Höhe durch Rippengewölbe mit Laubwerk baldachinen abgeschlossen. In der erhöhten Mittelnische ist die Krönung Mariä darge-



Oberndorfer Altar – Krönung Mariæ

stellt. Zwischen den thronenden Gestalten Gottvaters und des Sohnes kniet Maria, darüber schwebt die Taube des Hl. Geistes. Im Untersatz sieht man in vier kleineren Nischen die Brustbilder der Heiligen Sebastian, Gregor d. Gr., Laurentius und Paulus. In den beiden seitlichen Nischen stehen paarweise die fast lebensgroßen Statuen der beiden Johannes, sowie der Apostel Petrus und Andreas. Für den Evangelisten ist der Jünger der Kreuzgruppe aus der Kupferstichpassionsfolge Schongauers als Vorlage verwendet. Das hohe Gespreng zeigt einen Kruzifixus mit Maria und Johannes zwischen zwei trauernden Engeln.

Der Altarschrein hat in den Jahren 1847, 1883 und 1908 eingreifende Erneuerungen erfahren. Ihnen ist es zuzuschreiben, daß die künstlerische Bedeutung der Statuen bisher unterschätzt wurde. Luise Böhling hält die vier Halbfiguren des Untersatzes ge-

radezu für Nachbildungen aus dem 19. Jahrhundert. Der Tatkraft des heutigen Pfarrers Bruno Zieger ist die Beseitigung der störenden Übermalung durch den sachkundigen Restaurator Andreas Knupfer in Jungnau und die photographische Aufnahme aller Teile des Altarwerkes zu danken.

Altarschreine in Form von Kapellengehäusen mit Fenstern in den polygonal gebildeten Rückwänden sind seit den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts in oberdeutschen Altarwerken nicht selten zu finden. Die Krönung Mariä in Pachers 1477–1481 entstandenen Altarschrein in St. Wolfgang spielt sich in einem solchen Gehäus ab, das allerdings noch keine Fensterdurchbrechungen besitzt. Das 1501 dem Schreiner Erhart Harschner verdingte Gehäus des Heiligblutaltars in der Rothenburger Jakobskirche entspricht mit seinen drei Nischen, der Verwendung der Fenster und der Maßwerkbekrönung dem Schrein



Oberndorfer Altar – Geburt Christi,
früher Frankfurt, Sammlung Rieffel

in Oberndorf so sehr, daß die Vermutung nahe liegt, die beiden Altarmacher hätten den nämlichen Altarriß oder Kupferstich als Vorlage benutzt.

Die Ähnlichkeit des Rothenburger wie übrigens auch des Creglinger Schreines mit dem Gehäus des Oberndorfer Retabels verführt Luise Böhling, nach einer Abhängigkeit auch des Oberndorfer Figurenstiles von der Kunst Riemenschneiders zu suchen. Zum Beweis wird die Ähnlichkeit des Johannes mit der Täuferstatue in der Kirche zu Haßfurt, einem Werk Riemenschneiders aus der Zeit um 1490 angeführt². Eine Vergleichung der beiden Statuen zeigt indes nur eine gewisse ikonographische Ähnlichkeit. „Übereinstimmend sind die Beinstellung und die Drehung und doppelte Ausbiegung des Körpers gegeben; ganz ähnlich ist das Fellgewand behandelt, das am rechten Oberarm geschlitzt ist und in langem, spitzem Zipfel neben dem linken Bein herabhängt. Hinzu kommt die fast gleiche Anordnung des Mantels, der nur über die eine Schulter gleitet, auf der anderen Seite aber in kräftigen Knitterungen um die Hüfte und das rechte Bein gezogen ist, dessen Knie sich zwischen den Falten durchdrückt. Eine Vergleichung dieser, von gebrochenen und zerschlagenen Graten umrahmten Kniepartie beweist besonders deutlich die bis zu Einzelheiten durchgeführte Nachahmung“³. Die Beobachtung verliert an Wert, wenn man, was nahe liegt, eine gemeinsame Stichvorlage für beide Statuen annimmt. Dann bleibt von einer Stilverwandtschaft zwischen Riemenschneider und dem Oberndorfer Meister, die Luise Böhling auch in der Gesichtsbildung feststellen möchte, nichts übrig. Das rauschende Pathos der Bewegung, vor allem in den Gesten der Halbfiguren, aber auch in der Gewandbehandlung, sowohl in der Krönung Mariä wie in den beiden Heiligenpaaren, die mächtige Ausdruckskraft der zumeist bärtigen Köpfe, sprechen für die Herkunft des Oberndorfer Retabels nicht aus dem Maingebiet, sondern vom Oberrhein.

Den richtigen Zusammenhang hat Hubert Schrade zuerst erkannt⁴; Wilhelm Vöge ist ihm weiter nachgegangen⁵. Eng verwandt mit dem Oberndorfer Denkmal war der Fronaltar, den Niclaus Hagnower 1501 für das Straßburger Münster schuf. Er wurde 1682 zerstört. Doch hat sich in dem großen Stich des Isaac Brunn, der dem „Summum Argentoratensium Templum“ des Oseas Schadaeus eingehetzt ist, eine zuverlässige Ansicht des Fronaltares erhalten⁶. Über dem Altartisch erhebt sich die Staffel mit einer halbrunden, eine Beweinung Christi umrahmenden Nische im mittleren Teil. Die Staffel trägt den genau wie in Oberndorf gebildeten dreiteiligen Schrein mit Fen-



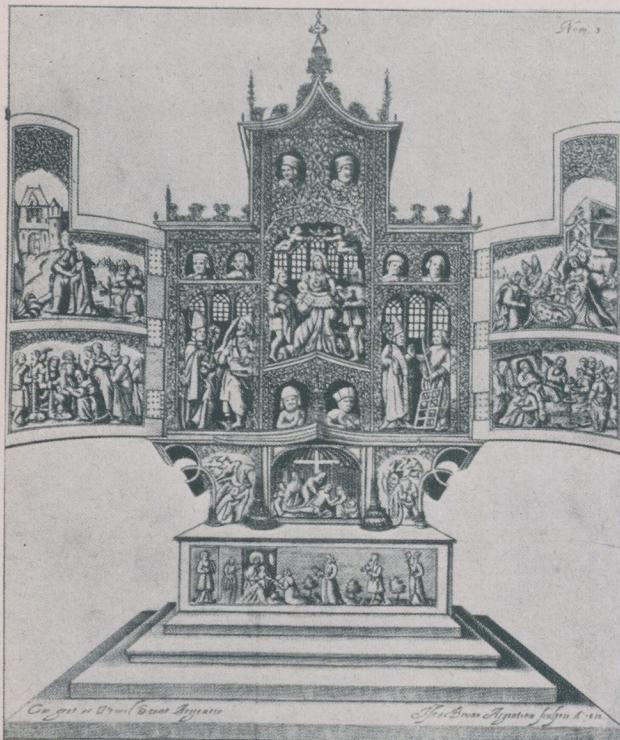
Oberndorfer Altar – Laurentius



Oberndorfer Altar – Andreas



Oberndorfer Altar – Gemalte Apostel von der Staffel



Straßburger Münster — Fronaltar

stern. Die mittlere Kapelle, an fünf Seiten des Zehn-ecks geschlossen, erhebt sich über einem in der Mitte vorkragendem Untersatz, der in zwei Nischen je eine männliche Büste birgt. Die Kapelle selbst enthält eine Gruppe der Anbetung der Könige. In den Seitenkapellen steht, gleich wie in Oberndorf, je ein Heiligenpaar. Das Laubwerk, das den oberen Abschluß des Schreines bildet, umrahmt weitere sechs Nischen mit Heiligenbüsten. Christoph von Urach verrät zwei Jahrzehnte später im Besigheimer Altarschrein seine Abhängigkeit von der Straßburger Überlieferung noch durch die Überhöhung der Mittelgruppe, die drei Kapellennischen mit blinden Maßwerkfenstern und die Büsten im Laubwerk. Der Oberndorfer Schrein aber steht dem Straßburger Fronaltar in formaler Hinsicht und bezüglich der Entstehungszeit näher. Wie die Oberndorfer Halbfiguren mit den heute im St. Marx-Spital zu Straßburg verwahrten Fronaltarbüsten⁷ geschwisterlich nah verwandt sind, so zeigen auch die großen stehenden Heiligen durchaus die Kopftypen und den Faltenstil des Niclas Hagnower, wie man ihn noch von den Staffelbüsten des Isenheimer Altars her kennt. Wenn auch die früher angeblich vorhandene Jahreszahl 1503 in dem offenen Buche des hl. Gregor nicht im Original erhalten

ist, so mag sie gleichwohl die Entstehungszeit des Altarwerks richtig wiedergeben, das nicht, wie etwa der Bönnigheimer Altarschrein, als die Schöpfung eines in Straßburg geschulten schwäbischen Meisters zu gelten hat, sondern als eine elsässische Arbeit aus der Werkstatt des Niclas Hagnower.

Bedürfte es noch eines Nachweises für den elsässischen Ursprung des Oberndorfer Altarwerks, so bieten ihn die erhaltenen Reste der Malerei. Die Staffel zeigte, ursprünglich wohl auf einer einheitlichen Tafel, auf Goldgrund in Halbfiguren Christus zwischen den Zwölfboten. Die Anordnung der Apostel, die Überschneidungen nicht scheut, ist von der in Schwaben üblichen schlchten Reihung verschieden. Der Stil setzt noch die strenge Tradition Schongauers fort; eine Vergleichung mit den Apostelköpfen auf dem Abendmahl des Colmarer Altars läßt hierüber keinen Zweifel⁸. Von den Flügelbildern gelangte ein Teil einer der Innenseiten mit dem Bruchstück einer Geburt Christi, 1,71 Meter hoch, 0,64 Meter breit, ins Pfarrhaus in Veringendorf und von dort in die Sammlung des Geheimrats Franz Rieffel in Frankfurt⁹. Der Kopf der knienden Maria geht auf das Vorbild des Isenheimer Orliac-Flügels im Colmarer Unterlindenmuseum zurück¹⁰.

Wie das mächtige Altarwerk nach Oberndorf gelangte, ist unbekannt. Im Hinblick darauf, daß die damalige Oberndorfer Pfarrkirche zu Poltringen nach Bebenhausen incorporiert war, liegt die Vermutung nahe, das elsässische Kunstwerk, das wohl nur wenige Jahre an seinem ursprünglichen Ort stand, sei nach der Einführung der Reformation im Kloster Bebenhausen in seinen heutigen Aufbewahrungsort gerettet worden.

¹ Keppler, Württembergs kirchliche Kunstaltertümer, 1888, S. 166. — Paulus, Die Kunstdenkmale von Württemberg, Schwarzwaldkreis, 1897, S. 133. — Schütte, Der schwäbische Schnitzaltar, 1907, S. 186. — Baum, Niederschwäbische Plastik des ausgehenden Mittelalters, 1925, S. 30. — Böbling, Die spätgotische Plastik im württembergischen Neckargebiet, 1932, S. 214. — ² Bier, Tilman Riemenschneider, Die frühen Werke, 1925, S. 53, Abb. 21. — ³ Böbling, a. a. O., S. 218. — ⁴ Schrade, Tilman Riemenschneider, 1927, S. 36. — ⁵ Vöge, Niclas Hagnower, 1931, S. 73. — ⁶ Otto Schmitt, Gotische Skulpturen des Straßburger Münsters, II, 1924, Text, Abb. 46. — ⁷ Vöge, a. a. O., Taf. 41 f. — ⁸ Baum, Martin Schongauer, 1948, Abb. 164. Ein Staffelbild mit Christus und den Aposteln aus Markelsheim in der Straßburger Galerie wird von Naumann in den Archives Alsaciennes, XIV, 1935, S. 8, 9, fälschlich als Staffel des Dominikaneraltars abgebildet. Es steht Schongauer jedoch ferner als die Staffelbilder in Oberndorf. — ⁹ 39. Versteigerungskatalog von H. Helbing, Frankfurt a. M., 5. Dezember 1933, S. 21, Nr. 440. — ¹⁰ Baum, Schongauer, a. a. O., Abb. 150.

„Die hochfürstliche Residenz zu Neuenstadt an der Linde“

Von Werner Fleischbauer



Neuenstadt – Schloß (Prinzessinnenbau), Kirche, Oberer Turm und Linde
Zeichnung von C. Obach um 1850

Im Herzogtum Württemberg gab es außer Stuttgart und dem jungen Ludwigsburg nur eine Stadt mit dem Gepräge einer fürstlichen Residenz, das kleine Neuenstadt an der Linde, das Peter Goessler als „das Paradies seiner Jugend“ bezeichnet. Die anderen, meist größeren württembergischen Städte mit fürstlichen Schlössern, wie Brackenheim, Kirchheim, Winnenden, Stetten, Leonberg, Nürtingen, Göppingen und wie sie alle heißen, sind Landstädte geblieben, obwohl hier württembergische Herzogswitwen Jahrzehnte hindurch Hof gehalten haben. Doch diese Wittumshöfe führten ein zurückgezogenes Dasein, und es wird, von wirtschaftlichen Ausfällen abgesehen, durch den Tod der fürstlichen Frau Wittib im Leben der Städtchen keine wesentliche Veränderung eingetreten sein. Und andere Schlösser, wie Schorndorf, Hellenstein, Tübingen und Waldenbuch bewohnten die Herzöge nur zu kurzen Aufenthalten bei Durchreisen oder Jagden.

Wenn das kleine Neuenstadt wie seine hohenlohischen Nachbarn heute noch etwas vom Wesen einer Residenz hat, so ist das die Nachwirkung eines, wenn auch bescheidenen fürstlichen Hofes, der hier rund eineinhalb Jahrhunderte residierte und hier allein, nicht in Stuttgart, seinen Schwerpunkt sah. Freilich, selbst vor den Zerstörungen des Jahres 1945, denen neben vielen anderen auch zahlreiche Häuser an der stattlichen Hauptstraße und das im 19. Jahrhundert im Innern profanierte Schloß zum Opfer fielen, gab es in Neuenstadt keine künstlerisch bedeutenden Bau-

werke. Doch prächtige, teilweise noch erhaltene Fachwerkhäuser, wie das Rathaus und das Stadthaus oder die Apotheke der Familie Mörike nahe beim Schloß, das mit viel Geschick wieder aufgebaut ist, zeigen heute noch eine gepflegte Bürgerlichkeit und eine fast betonte Würde, die vom Fürstensitz auf die Nachbarschaft übergegangen ist. Die fürstlichen Schloßbewohner haben in der großen Geschichte keine bedeutende Rolle gespielt. Aber sie gewähren das Bild einer trotz einender wirtschaftlicher Verhältnisse hochkultivierten Familie, das um so wertvoller ist, als die landläufige Meinung von dem rohen und kulturenlosen Sichgenügen des Landadels der Barockzeit in Abenteuern, Jagden und Zechereien in vielen Fällen zu berichtigten ist.

Die berühmte, auch durch den Krieg in ihrem Hauptstamm zerstörte vielhundertjährige Linde mit ihren 97 Steinsäulen wurde 1558 von Herzog Christoph durch eine Ummauerung und ein Tor in einfachen Renaissanceformen geschützt. Das war die erste künstlerische Unternehmung der württemberger Fürsten, die die ehemals weinsbergische Stadt 1504 erworben hatten. Bald darauf, 1565, errichtete Herzog Christoph auf der Stelle des 1560 bis 1564 abgebrochenen alten Schlosses hoch über dem Tal einen Neubau mit stattlichem Rundturm in der Nordostecke, von der gewohnten württembergischen Art. Unter Herzog Friedrich I. sah das Schloß festliche Tage, als im Februar 1595 Herzog Maximilian von Bayern mit seiner lothringischen Braut auf der Durchreise in Neuen-



Neuenstadt – Schloß („Neuer Bau“), Kirche, Oberer Turm und Linde
Vorn links Tor zum Lustgarten und Dach des Luthäuschen

stadt vom Herzog von Württemberg komplimentiert wurde. Herzog Friedrich kam in diesen Jahren mehrmals nach Neuenstadt zu Hirschfaisten und Sauhatzen und ließ 1598 bis 1599 einen Verbindungsgang vom Schloß zum runden Eckturm und einen 43 Schuh hohen Treppenturm mit achteckigem Helm an der Kirche errichten, die 1595 umgebaut wurde, wobei man den spätgotischen Chor schonte. Wir können uns freilich die Einrichtung eines solchen, nur zu kurzen Aufenthalten bestimmten Schlosses nicht besehnen genug vorstellen: zum bayerischen Besuch mußten von Stuttgart Tapezereien und anderer Hausrat von Brackenheim, dem nächstgelegenen Schloß, herbeigeführt werden. Und gleichzeitig lesen wir, daß „im Schloß von der Herrschaft die Bethgewandt die Federn in ein deckhbeth lebendig worden . . .“. Bald darauf 1602–1603 entstand das neue Schloß zwischen dem alten Bau und der Kirche. Damit war nun die Nordostecke der Stadt geschlossen befestigt. Ein Stich von 1689¹ zeigt uns das neue Schloß als hohen Kastenbau mit Giebeldach, das den Schloßturm beträchtlich überragt. Der herzogliche Baumeister Elias Gunzenhäuser machte den Kostenvoranschlag und, zusammen mit dem Baumeister Nikolaus Vischlin, den Verding der Arbeiten. Vischlin, seit 1600 in herzoglichen Diensten, erscheint nie als selbständiger Baukünstler, im Gegensatz zu Gunzenhäuser, der durch die Konstruktion der großartigen stützenlosen Decken in den Riesensälen des Stuttgarter Lusthauses und des

Weikersheimer Schlosses bekannt ist. Da Baumeister Heinrich Schickhardt aber unter den Schlössern, „in denen er vil gebaut und etliche große Hauptgebey gethon“, auch Neuenstadt nennt, dürfte er sich wohl als oberster Baubeamter Planung und Oberleitung des Schlosses vorbehalten haben. 1606 war der Innenausbau fertig.

Herzog Friedrich I. hatte Neuenstadt zum Sitz seines ältesten Sohnes Johann Friedrich ausersehen, den er damals zum Heiraten antrieb. Der aber schrieb am 20. März 1603 seinem Vater: „Wenn er sich mit Fräulein von Chur- und fürstlichen Häusern einlassen solle, so besorge er, daß er . . . eine anständige Wohnung finden werde, worinnen er . . . unvermeidliche Besuche von fürstlichen Personen aufnehmen könne“ und, bald darauf, „daß dieses Schloß . . . für ihn durchaus nicht angemessen“ sei, wogegen der Herzog meinte, es „seye von der arth, daß sich ein junger, nicht regierender Herr darauff wohl betragen könne“. Doch wurde durch den Tod des Herzogs die Frage erledigt. Endlich wurde Neuenstadt von Johann Friedrich als nun regierendem Herzog im fürstbrüderlichen Vergleich 1617 seinem Bruder Friedrich Achilles zugewiesen. Baumeister Schickhardt hatte „den Lustgarten erweitert . . . und ein Bronnen darein erbaut und vil darin gebessert.“ Auch wurde im Schloß neben anderem das Brustgetäfer der fürstlichen Stuben hergestellt und eine Bibliothek mit „gefurnisten“ Schränken angelegt. Für die technisch sehr schwierige Anlage

des Schloßbrunnens erhielt Schickhardt von Herzog Friedrich Achilles einen silbernen Becher. Der Entwurf zur Brunnensäule stammte von Schickhardt. Die Steinmetzarbeit hatte der Neuensteiner Meister Gottfried Schübel zu machen, während die künstlerische Ausführung einem Heilbronner oder Pforzheimer Bildhauer übergeben werden sollte, wem wissen wir nicht. Verwunderlich, daß sich in Stuttgart kein geeigneter Künstler sollte gefunden haben. – Dann wird noch 1620–1621 ein Jägerhaus gebaut und von Meister Peter Schübel ein Gartentor errichtet, in ziemlich reichen Renaissanceformen, sicher nach einem Entwurf von Schickhardt.

Als Friedrich Achilles 1628 nach Johann Friedrichs Tod wieder nach Neuenstadt ziehen mußte, – er lebte wegen der unsicheren Zeiten seit 1621 am Stuttgarter Hof – erwirkte er sich vom Herzogadministrator Ludwig Friedrich die Erbauung eines Lusthäuschens, das Baumeister Kilian Kesenbrot, seit 1611 in herzoglichen Diensten, nach Plänen von Schickhardt errichtete. Es war ein einfacher Bau am Ostausgang der Stadt mit gewölbtem steinernem Unterstock, „rondierten“ Fenstern, einem Brünnlein mit kupferner Schale und einem Oberstock aus Riegelwerk. Maler Johann Bümmerlin aus Heilbronn mußte Türen und Fenster unten mit „Rollwerk und Schweiffen“, oben mit „Rodeschgenwerk“, das heißt mit Groteskornamenten auszieren, außen „alle Eck versteinbanden“ und „mit erhebten Quadern“ einfassen.

Nach der Nördlinger Schlacht wurde Neuenstadt 1635 vom Kaiser dem Grafen Max von Trautmannsdorf überlassen. Nach Friedensschluß überließ der regierende Herzog Eberhard III. die Ämter Neuenstadt, Möckmühl und Weinsberg seinem jüngeren Bruder Friedrich zum Unterhalt, den dieser heftig gefordert hatte, in einem Vergleich vom 27. September 1649, freilich ohne die von Friedrich begehrten landesfürstlichen Hoheitsrechte und Regalien. Das Schloß mußte umfangreichen Reparaturen unterzogen werden, die Baumeister Heinrich Kretzmayer aus der ungewöhnlich fruchtbaren Künstlerfamilie durchführte, zu deren Ahnherrn die großen Augsburger Bildhauer Daucher gehörten. Auch war das Schloß völlig ausgeplündert. Der Herzog ließ sich aus Stuttgart bescheidenes Mobiliar kommen, dazu einige seidene Tapeten, und Kunstmaler Johann Ferdinand Eichenlaub aus Freiburg i. Br. malte den runden Turm und das Gartenhaus aus.

Herzog Friedrich Achilles, der 1631 starb, hatte dem Städtchen um so weniger ein Gepräge verleihen können, als er immer nur kurz in Neuenstadt war, mit seinen bescheidenen Mitteln nie auskam und er durch

krankhafte Korpulenz zu einem untätigen Leben verurteilt war. Doch werden ihm geistige Interessen nachgerühmt. Erst Herzog Friedrich und seine Söhne machten die kleine Ackerbürgerstadt zur Residenz. Friedrich war 37 Jahre alt, als er 1652 Neuenstadt bezog; er war auf einer Kavaliersreise in Frankreich, als ihm 1634 die Besetzung Württembergs die Rückkehr verbot, er ging nach England, dann zu seinem Onkel, dem dänischen König, und versuchte in Wien vergeblich die Rückgabe des Landes an seinen Bruder zu erwirken. Dann kämpfte er mit Auszeichnung unter Bernhard von Weimar, in der Hessen-Kasseler Armee und endlich unter General Wrangel. Noch



Herzog Friedrich August von Württemberg-Neuenstadt
Medaille von J. Link 1683

1672 wurde er zum kaiserlichen Generalfeldzeugmeister ernannt, was immerhin auf sein Ansehen als Soldat schließen läßt, freilich ohne mehr Verwendung zu finden. Seine Lebensaufzeichnungen zeugen von vielseitigen und lebendigen Bildungsinteressen, obwohl er seine Ausbildung folgendermaßen beschreibt: „ehe ich auss der Kindtsstuben kommen bin hoben wir gehobt eine Hofmeisterine, so eine Gemmingen, woh hatt uns nicht vihl gelehret, zwee prezeptores, einer der unss Lateinische sprach hot (gelehrt) und wissen, aber wenig gefruchtet, der ander hott Uns lehren schreiben, teitze schrift und Rechnen lassen, so besser von statten gegangen.“ Eine gründliche Ausbildung folgte im Tübinger Collegium. In Neuenstadt führte Herzog Friedrich ein beschauliches Dasein als Landedelmann, unterbrochen durch gelegentliche Reisen, so 1658 zur Kaiserkrönung nach Frankfurt. Als sehr haushälterischer und pflichtgetreuer Hausvater und Gutsherr notierte er gewissenhaft Wetter und Unwetter, Ernten und Mißernten, Teuerungen und Fruchtpreise. „Es ist ein Aussbund von guttem wein worden dissen herbs“ lesen wir 1666. Er vermerkte auch alle politischen Geschehnisse von Belang, ebenso die Nachrichten vom französischen



Herzog Friedrich von Württemberg-Neuenstadt 1683
Stich von W. Kilian nach Gemälde von Wolfgang Stichling

und ungarischen Kriegsschauplatz. So heißt es 1663: „von dem Augusti biss zu ente disses Jahrs hatte man grosse forcht vor den Türkchen gehobt in gantz Teutzschland.“ 1674 wurde „ein hartes ausgestanden“ beim Durchzug der Brandenburgischen Armee unter dem großen Kurfürsten an den Rhein: zwölftausend Mann kantonierten drei Tage lang im Amt. Festlichkeiten gab es nur bei den Taufen der zwölf Kinder, zu denen hohe Herrschaften nach Neuenstadt kamen; auch kam 1656 eine Gesandtschaft des Königs von Dänemark, um dem Herzog den vornehmen Elefantenorden zu überbringen. Nach dem Tode des regierenden Herzogs Wilhelm Ludwig bemühte sich Herzog Friedrich um die Vormundschaft über Eberhard Ludwig. Der Verdruss über die kaiserliche Entscheidung zugunsten Herzog Friedrich Karls soll 1682 Herzog Friedrichs Tod verursacht haben. Man vermag nicht ohne Anteilnahme sein Testament zu lesen, in dem der patriarchalische Hausvater seine Söhne anweist, „unter der Direktion der Mutter“ ein gemeinsames Hauswesen zu führen, weil das Vermögen der Familie zu getrennten Hofhaltungen nicht ausreichte; vor allem sollten sie sich „vor Schulden wie vor dem Fewer hüten“.

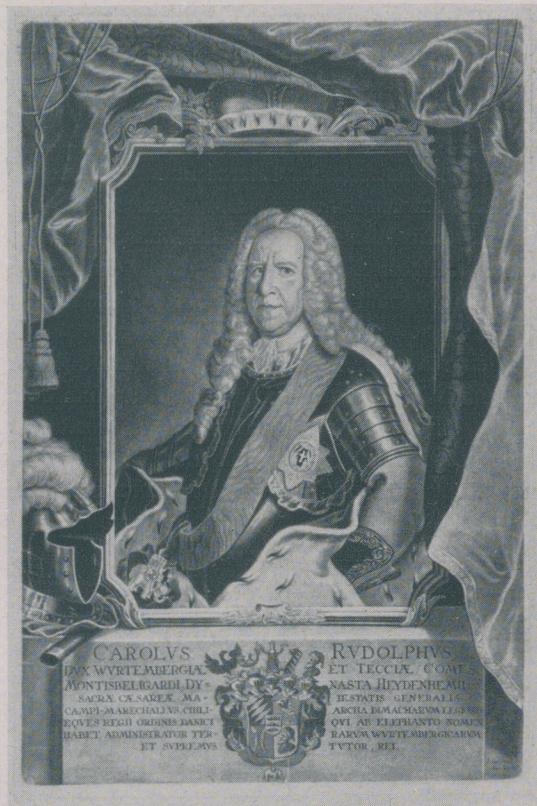
Seine bescheidenen Mittel gestatteten dem Herzog keine Bauten von künstlerischer Bedeutung. Der

1674–1675 vom Fürstlichen Werkmeister Felix Beer (tätig 1657–1686) errichtete Marstallbau, der den Schloßhof gegen Süden und Westen beschloß (abgebrochen 1826), wird ein kunstloser Zweckbau gewesen sein. Doch opferte der geistig und künstlerisch interessierte Fürst, dessen bescheidene Lebensführung nach dem Vorbild des gothaischen Hofs gerühmt wurde, was er erübrigen konnte, seiner Bibliothek und seiner Münzensammlung. Die für die damalige Zeit überaus reiche Bücherei von mehr als 20 000 Bänden war angeblich angelegt nach dem Vorbild seines Schwiegersvaters, des hochgebildeten Herzogs August von Braunschweig-Wolfenbüttel, der, wie es scheint, die geistigen Interessen und Neigungen seines Schwiegersohnes stark angeregt hat. Sie umfaßte alle Fächer, auch mittelalterliche Manuskripte und Werke in außereuropäischen Sprachen. Die Liebe zu Münzen teilte Friedrich mit seinem Bruder Eberhard III., dessen Sammlung den Grundstock des Stuttgarter Kabinetts bildet. Friedrich wurde von dem gelehrten Arzt und Numismatiker Charles Patin beraten, den er in Neuenstadt aufs freundlichste aufnahm. Patin bezeichnete die Neuenstädter Sammlung „presque l'ouvrage de mes mains“. Die herzogliche Kunstkammer umfaßte Silbergeschirre, meist Geschenke fremder Fürsten und sogenannte Kabinettstücke, wie alle Kunstkammern der Zeit. Während nach dem Testament Kunstkammer und ebenso „das wenige Geschmuck und Edelgestein“ unter den Kindern zu verteilen war, sollte die Bibliothek ganz beisammenbleiben und womöglich noch verbessert werden. Doch zwang die wirtschaftliche Not schon 1688 die Erben, die Bücherei um den Preis von 10 000 Gulden an das regierende Haus zu verkaufen, nach ernsten Überlegungen. Die haushälterische und ernste Lebensführung und die wissenschaftlichen Interessen vererbte Herzog Friedrich seinem 1654 geborenen Sohne Friedrich August, den er schon 1678 als seinen Nachfolger aus braunschweigischen Diensten zurückgerufen hatte. Auch von ihm haben wir Aufzeichnungen von seinen Kavaliersreisen. Darin berichtet er mit wissenschaftlicher, fast pedantischer Genauigkeit von allen Sehenswürdigkeiten, er beschreibt eingehend ganze Sammlungen in katalogartiger Zusammenstellung, wobei sein Interesse besonders antiken Monumenten gilt. Er übernahm die gesamte Münzensammlung des Vaters, die er mit Beihilfen von Patin bedeutend bereicherte und in einem gedruckten wissenschaftlichen Katalog aufnehmen ließ, „Cimeliarium seu thesaurus nummorum“ Stuttgart, 1709, mit genauen Angaben von Inschriften und Bildern. Patin widmete das

erste Stück seiner „quatre relations historiques“ dem Herzog, der in einem dort auszugsweise abgedruckten Briefe Patin erzählt, wie er einen Brief Patins während einer Revue erhalten habe, sich aber beim Anblick der geschätzten Handschrift nicht habe beherrschen können, ihn sofort zu erbrechen. Herzog Friedrich August vermehrte auch die zwischen ihm und seinem jüngsten Bruder Rudolf geteilte väterliche Kunstkammer durch hervorragende Stücke, wie beispielsweise durch die Erwerbung der spätgotischen Bronzestatue Herzog Philipps des Guten von Burgund und der spätmittelalterlichen Figur des mexikanischen Gottes Quezalcuatl, die vor dem Krieg in der Kunstkammer des Stuttgarter Schloßmuseums zu sehen gewesen sind.

Friedrich August und seine Gattin, die letzte Gräfin von Eberstein, hatten 1701/02 das Neue Schloß in Neuenstadt erweitern und samt dem runden Turm um ein Stockwerk erhöhen lassen, jedenfalls nach Plänen des Stuttgarter Baumeisters Joh. Ulrich Heim. In Neuenstadt lebte die alte Herzogin Klara Augusta aber meist allein bis zu ihrem Tode im Jahre 1700, da Herzog Friedrich August meist im Ebersteinschen Gochsheim wohnte, nach dessen Niederbrennung durch die Franzosen 1689 freilich wieder längere Zeit in Neuenstadt. Die Herzogin Witwe, Schwester des kunstleidenschaftlichen Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel soll, nach Patin, die Sammelfreude ihres Mannes gerne gesehen haben. Ihr Nachlaßinventar zeigt, daß im wesentlichen die bescheidene Ausstattung von 1652 im Schloß geblieben war. Ein mit 60 fl. bewertetes Candor (Comptoir) mit gewundenen Säulen und Marmoreinlagen war das kostbarste Möbel. Immerhin gab es auch einen Hofmaler, Wolfgang Stichling (geb. 1666), der auch Sekretärsdienste tat und mit einer von Herzog Karl Rudolf mitgebrachten getauften Türkin verheiratet war.

Mit dem Übergang Neuenstadts an Karl Rudolf nach dem Tode von Herzog Friedrich August 1716 war das Geschick von dessen Sammlungen besiegelt. Seine Witwe mit ihren beiden ledigen Töchtern war in schwerer finanzieller Bedrängnis, zumal Gochsheim als erledigtes Lehen nach dem Tode des Herzogs eingezogen wurde. Herzog Friedrich August hatte schon 1704 dem Stuttgarter Hofbanclo seine Münzsammlung gegen eine Rente für sich und seine Erben hinzugeben versucht. Die fürstliche Witwe dachte zuerst daran, Münzsammlung und Kunstkammer mittels einer Lotterie zu Geld zu machen. Doch erst ein Jahr nach ihrem Tode 1729 konnte die Sammlung mit den Resten der Kunstkammer an das Haus Würt-



Herzog Karl Rudolf von Württemberg-Neuenstadt
1667–1742

temberg verkauft werden, um die sehr bedeutende, freilich sehr säumig bezahlte Summe von 25 000 Gulden und die Verpflichtung, den heimatlos gewordenen Prinzessinnen einen Unterhalt zu gewähren, den sie dann in höchst bescheidener Art im Stuttgarter Hofstaat der Herzogin Johanna Elisabeth und später an deren Witwensitz Kirchheim genossen.

Nach dem Tode der Herzogin Klara Augusta war Neuenstadt einige Jahre verwaist, da Herzog Friedrich August zumeist in Gochsheim wohnte, Herzog Ferdinand Wilhelm als mittelloser Prinz seine Fortun in fremden Kriegsdiensten suchen mußte und bald nach der Mutter starb, und Herzog Karl Rudolf in Morea, Irland, den Niederlanden, an der Donau und an der Ostsee kämpfte. Karl Rudolf kehrte erst nach dem Tode von Herzog Friedrich August 1716 in die nun an ihn gefallene Herrschaft zurück. Das Schloß wurde im Innern entsprechend den Anforderungen des hohen Barocks an ein fürstliches Logis eingerichtet. Eingelegte Böden und eine einzige Stuckdecke waren bis 1945 zu sehen. Seidene Tapeten, Hautlissen, Möbel mit kostbaren Brokatbezügen, eine große Sammlung japanischer und sächsischer Porzellane, Delfter und

Ansbachischer Fayencen, eine Gemäldeesammlung von 407 Stück, darunter angeblich Bilder von Cranach, Penz, Holbein, Rottenhammer, Callot und Schönenfeld, ein reicher Silberschatz werden im Nachlaßinventar genannt. Welcher Abstand von der altfränkischen Haushaltung der Eltern! Es kam hinzu eine reiche Bücherei mit militärischen Schriften und Plänen, Historien- und Memoirenliteratur, zeitgenössischer französischer Belletistik, und endlich der wesentlich vermehrte Erbteil an der väterlichen Kunstkammer.

Hier lebte nun der alte Feldmarschall Karl Rudolf in morganatischer Ehe mit einer zur Reichsgräfin de la Contry erhobenen holländischen Kaufmannstochter, zurückgezogen als patriarchalischer Gutsherr, der unter der großen Linde sitzend den Neuenstädtern von seinen Kriegserlebnissen erzählte. Noch einmal wurde er in das öffentliche Leben gerufen, als er nach Herzog Karl Alexanders Tod 1737 die Administration des Herzogtums übernehmen mußte, die er aber schon nach einem Jahr wieder niederlegte. Mit ihm ist 1742 die Neuenstädter Linie des Württembergischen Hauses im Mannesstamm ausgestorben.

Die Töchter Herzog Friedrich Augusts zogen nun wieder nach Neuenstadt. Die eine, Leonore, kurze Zeit Äbtissin des königlichen Damenstifts Wallon in Dänemark, starb 1751, die andere, Friderike, lebte, einsam und fast vergessen, bis 1781.

Das fürstliche Gruftgewölbe unter der Kirche ist feierlich und würdig in seiner kargen Schmucklosigkeit. Die schlanken sechskantigen Zinnsärge sind meist nur mit einigen plastischen Engelsköpfchen und schön gravierten christlichen Sinnbildern, Versen und

den Ahnenwappen geschmückt, Ausdruck der ernsten und entsagungsfähigen Lebensausrichtung der Neuenstädter Familie; man hatte im württembergischen Herzogshaus zudem seit 1593 in streng protestantischer Anschauung auf die Beisetzung in prunkvollen Grabmalen als eine unerlaubte Verherrlichung der sterblichen Überreste des Menschen verzichtet.

Herzog Friedrich und seine Nachkommen haben Neuenstadt zu einer der vielen kleinen Kulturzellen gemacht, die das geistige Leben Deutschlands befruchtet haben; sie haben zudem in ihrer Bibliothek, ihrer Münzsammlung und ihrer Kunstkammer, die sich heute noch ganz oder teilweise im württembergischen Landesmuseum und in der Landesbibliothek befinden, Werte geschaffen, die heute noch von der beachtenswerten Höhe ihrer geistigen Lebensausrichtung zeugen.

¹ Bez. ME. D. delin. Abb. A. Schickhardt, Gesch. d. St. Neuenstadt, 1909, aus C. Schott, *Physica curiosa*. Würzburg 1689.

Wichtigste Literatur und Quellen: A. Schickhardt o. c.; Oberamtsbesch. Neuenstadt; Wilhelm Heyd, Handschriften des Baumeisters H. Schickhardt, 1902; J. Werner, christliche Leichtpredigt 1632 (Herzog Friedrich Achill.); P. Goessler, Die K. Münz- und Medaillensammlung i. Festschr. d. K. Altertumssammlung in Stuttgart 1912, S. 35; C. F. Sattler, Geschichte des Herzogtums Württemberg unter den Herzogen, 1769 ff. VIII, IX, XI; Panegyricus Friderici Ducis 1683; Charles Patin, *quatre relations historiques*, Basel 1673; Phil. A. Oldenburger, *Thesaurus rerum publicarum IV*, 1675; G. Krieg v. Hochfelden, Geschichte d. Grafen v. Eberstein, 1836; H. Rott, Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten 1913; Württ. Hauptstaatsarchiv A 61 B 58, A 73, A 248 B 96, A 256, A 266 B 938, A 302/3 Kellereirechnungen Neuenstadt, G 2-8 XC, B 27, XCI B 7, CXLIII B 20. 23, 25, CLXX Landesbibl. Cod. hist. Q. 62 und 91.

Landkarten als Quellenmaterial für Geschichte und Volkskunde

Von Karl Schumm

Ein noch viel zu wenig beachtetes Quellenmaterial für Geschichte und Volkskunde sind die gezeichneten und gemalten Karten, die im allgemeinen im 16. bis 18. Jahrhundert gefertigt wurden. Sie verdanken ihre Entstehung dem Bestreben, in anschaulicher Weise einen Rechtszustand festzustellen oder eine Rechtshandlung zu illustrieren. Entweder gilt es, eine durch Worte festgelegte Grenze (Territorialgrenze, Jagdgrenze, Centgrenze) nach ihren markanten Punkten zu verdeutlichen, oder eine Rechtshandlung zu lokalisieren. Im Hinblick auf diesen Zweck darf man nicht die Forderung nach topografischer Genauigkeit an

diese Karten stellen. Maßgebend für den Zeichner war die Illustration des Rechtsvorganges. Diese ist immer genau. So kann es vorkommen, daß auf ein und derselben Karte einzelne Ortschaften, Straßen, Feld- und Waldlagen, außerst naturgetreu wiedergegeben sind, soweit sie eben den Rechtshandel verdeutlichen sollen. Haben sie aber keine Bedeutung für denselben, so sind sie nur andeutungsweise, oft nur namentlich angegeben. Solche Karten finden sich noch mehr als man vermutet in den Archiven, den Rathäusern, ja auch im Privatbesitz bürgerlicher Familien. Prof. Goessler hat vor Jahren den Vorschlag



1. Langenburg. Aus dem Schweickher'schen Atlas, 1578

gemacht, sie in einem Gesamtverzeichnis zu erfassen. Im Hohenlohe-Archiv Neuenstein sind die Karten der ehemaligen Grafschaft Hohenlohe gesammelt. Eine gut besuchte Ausstellung derselben im Jahre 1949 zeigte den ganzen Reichtum dieser Quellen.

An erster Stelle findet sich unter den Beständen ein Atlas, der nach der Landesteilung in der Mitte des 16. Jahrhunderts entstand. Nach dem Tode des Grafen Ludwig Casimir 1568 wurde der Neuensteinsche Anteil der Grafschaft in drei Unterlinien geteilt, die in Neuenstein, Weikersheim und Langenburg ihren Sitz hatten. Graf Wolfgang von Hohenlohe-Neuenstein, der von 1575–1610 Senior des Gesamthauses war,

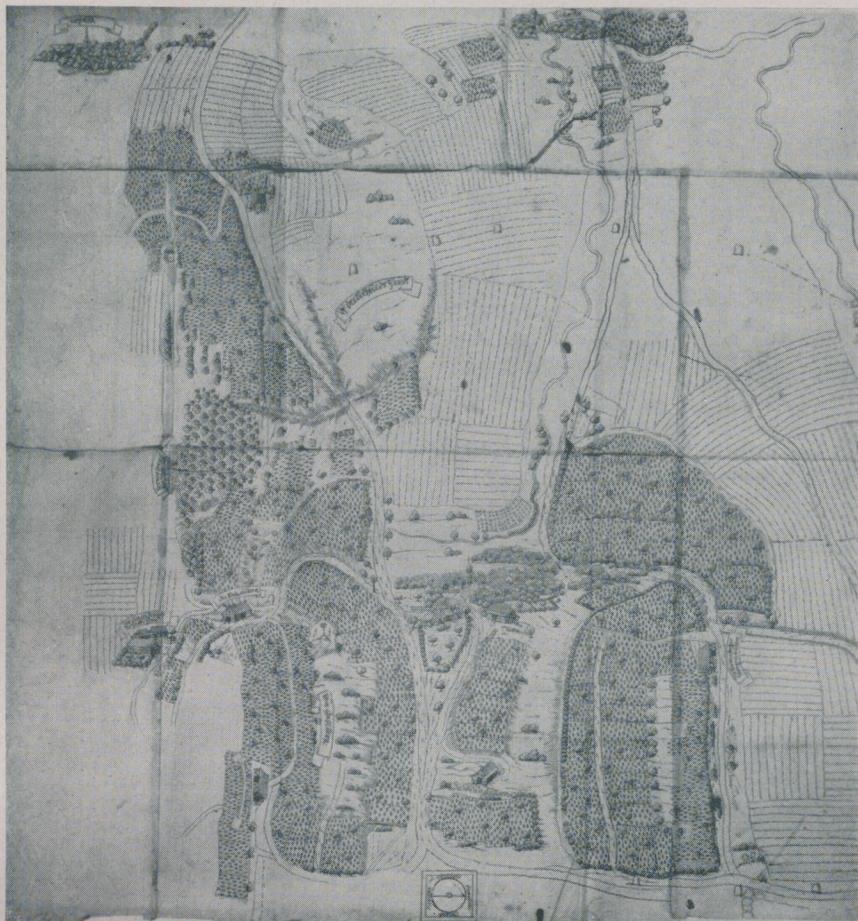
beauftragte den Notar und „Waisenvogt ob der Staig“, Heinrich Schweickher, wohnhaft in Sulz a. N., der ihm von dessen Bruder Tobias Schweickher, Buchbinder in Schwäbisch Hall,¹ empfohlen wurde, mit der Landesaufnahme. Im ersten Briefe an den Grafen vom 17. Juli 1575 betont dieser die Notwendigkeit, das Gräfliche Territorium „im Augenschein zu begreiffen“. Im November 1578 überschickt er durch einen Boten „das beschriebene Territorium und districtus nach Corographischer Art in einer Generaltafel uff Leinwath gezogen“, dazu noch „ethlich Spezialtafeln“ zur Ansicht mit der Bitte um baldige Rücksendung, um vor der endgültigen Vollendung



2. Karte von 1589. Jagengrenze zwischen Hohenlohe und Brandenburg

noch besondere Wünsche berücksichtigen zu können. Abgesehen davon, daß in der „kleinen Generalmappe“ die Marksteine noch nachzutragen wären, gefielen die Karten so gut, daß man beschloß, die anderen Landesteile in der gleichen Form bearbeiten zu lassen. Nach mehreren Entwürfen und Besprechungen durch alle Beteiligten wurde im April 1579 eine Instruktion und Bestallung für Schweickher ausgegeben, in welcher er die ganze Grafschaft Hohenlohe-Neuenstein „zu mehrer erleuterung, bericht und verstandt der fürgenommenen Renovatur“ mit allen darin liegenden und „daranstoßenden Landen, Leuten, markungen, grentzen und allen anderen Zugehörungen uff die Corrographische Kunst“ abgerissen und gemalt werden soll und zwar nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Es soll aufgenommen werden die Herrschaft Neuenstein „mit allen und jeden Zugehörungen und Incorporierten Ämptern, Schlößern, Stetten, Clöstern, Dörffern, Weillern, höffen, Schefvereien, Wildpann, Wildfuhrern“ und ... jede Markung mit „Zwing, Bännern“, soweit „sich die Grentz erstreckt und waz darinnen gelegen, es seien ecker, wießen, wälter, Büsch, weingerten, Reynugen, Egar-

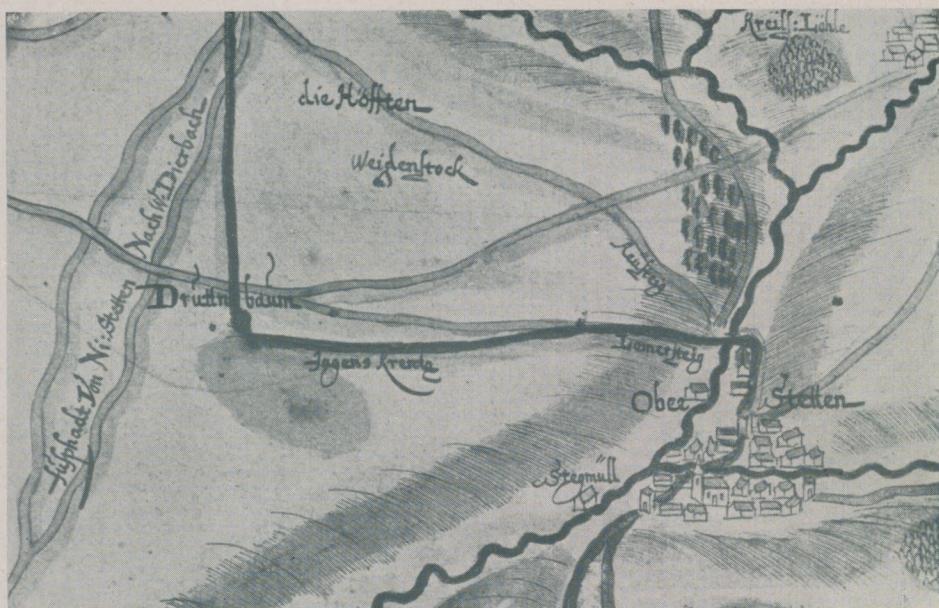
ten, Bech, wasser, Sehe, mülin, Keltern, Berg, thal, klingen, Lantstraßen, fuhrweg, fueßpfad, Brücken, steeg, Hochgericht, alle markstein, loebaum, Rain, Anwanden, wie die uf ein annder gehen, und zeigen ... nach Corographischer artt, regel und kunst abreissen und illuminieren ... mit buchstaben und ziffern notiren, damit der beschribene dazu gehörige bericht soviel desto besser zu verstehen“. 2. Zunächst soll das Amt und die Herrschaft Langenburg gefertigt werden und darnach Weikersheim, Schrozberg, Kirchberg, Döttingen, Ingelfingen, Forchtenberg, Niedernhall, Hermersberg, Kirchensall, Neuenstein, Michelbach, Ohringen, Langenbeutingen und Ohrnberg. 3. Es soll eine Generaltafel und je „eine Spezial Tafel“, also für jede Markung eine besondere angefertigt werden. In weiteren Punkten werden die Wünsche hinsichtlich der Grenzbeschreibung erwähnt und endlich die Kosten der Anfertigung und die Belohnung des Heinrich Schweickher festgelegt. Dieser soll 300 Gulden bekommen, dazu noch ein Taggeld, wenn er den Augenschein einnimmt. Innerhalb eines Jahres soll die Arbeit fertig sein. Der „Corograph“ verpflichtet sich, das Werk „niemand zu offenbaren,



3. Kartenausschnitt „Verrenberg“. Landesaufnahme um 1600

sondern bei sich in gehaimen ... und verschwiegen zu behalten dergleichen die Abkonterfeiung niemandt mit zu theilen oder sehen zu lassen auch kein Abriß und exemplar davon machen oder bei seinen Handen behalten“. Sollte der Verfertiger ehe er „dieß gantz werckh ... gänzlich verfertigt“ sterben, so sind seine Erben verpflichtet „was nicht gemacht auf ihre Kosten zu ergänzen“. Heinrich Schweickher begann seine Arbeit. Als Gehilfe hatte er seinen „bresthaften“ Sohn bei sich. Es war ihm nur eine kurze Arbeitszeit gegeben. Im Mai 1579 erkältete er sich bei Arbeiten im Freien im Amt Schrozberg. Er ging nach Hall zu seinem Bruder und lag dort 14 Tage zu Bett. Die Krankheit besserte sich nicht und so mußte er sich mit großen Schmerzen „haim zu Haus begeben“. Drei Wochen lag er dort mit „großem Brustweh und Husten zu beth“ als er am 28. Juni „selig und geduldiglich in Christo entschlafen ist“. Noch vor seinem Tode hat er die Vorbereitungen zu seiner Arbeit

„colligiren“ lassen. Erhalten hat er als Belohnung 120 Gulden. Die Witwe bittet den Grafen, ihr diese Summe zu belassen und sie auch von der vertraglichen Pflicht, die Arbeit abzuschließen, zu befreien. Ihr Mann habe sich ja durch eine Erkältung im Dienste die tödliche Krankheit zugezogen. Die Verpflichtung, die unfertigen Karten samt dem Arbeitsgerät nach Langenburg zu senden, befolgte sie, und der amtierende Bürgermeister in Sulz, Bartholome Friez, und zwei Bürger beurkundeten den abgeschickten Nachlaß. Erhalten ist nur der Spezialatlas von Stadt und Amt Langenburg (Bild 1, Langenburg). Darin sind, entsprechend der Bedeutung als Landesaufnahme, die Siedlungen, die Wälder und vor allem die Grenzzeichen sehr genau aufgenommen. Geschichtlich bedeutet die „Mappe“ ein besonders anschauliches Dokument einer gefestigten Landeshoheit. Die der Datierung nach älteste Karte im Hohenlohe-Archiv stellt die landschaftliche Voraussetzung eines



4. Druttenbaum. Aus Abriß über das Langenburger Amt Schrozberg ...
verfertigt 1674 von Georg Konrad Jongen

Vertrages von 1471 dar und zeigt den Raum Böh-ringsweiler-Mainhardt unter besonderer Klarlegung der dort vorhandenen Straßenzüge, die wohl zum Teil römischen Ursprung haben, durch ihre Verände-rung am Ausgang des Mittelalters aber zu einem Rechtsstreit führten.

Das Ideal einer anschaulichen Karte ist eine solche von 1589 (Bild 2), die eine Jagengrenze zwischen Hohenlohe und Brandenburg wegen des Berlichingen-schen Wildbannes in Schrozberg festlegt. Aus einer angenommenen Höhe überschaut man das Land mit den Siedlungen, den Straßen und den Wäldern.

Die Linie Hohenlohe-Waldenburg beginnt um 1600 das Pfedelbacher Gebiet kartografisch aufzunehmen (Bild 3). Die klaren Zeichnungen dieses Werkes geben die Eigenart der dargestellten Dörfer mit den Fachwerkhäusern, den eingezäunten Gärten, den Keltern besonders anschaulich wieder. Nach 1600 häufen sich die Einzelkarten, die nun in der Darstel-lung einen anderen Weg beschreiten. Im voraus-gehenden Jahrhundert beschränkte man sich noch ganz auf die anschauliche Darstellung. Jetzt geht man allmählich über, Zeichen anstelle von Bildern zu ver-wenden. Die Dörfer werden Ansammlungen von Häusern, das Bild der Kirche wird zu einem Schema, und nur die Darstellung als Ganzes bewegt sich im Anschaulichen. Im 18. Jahrhundert erreicht diese Ent-wicklung ihre letztmögliche Abstrahierung im Punkt oder Kreis als Darstellung der Siedlung. Damit be-

ginnt nun auch der Gebrauch, die Karte in der Technik des Kupferstiches zu vervielfältigen. Besonders wichtig sind die Einzelkarten als Quellen heimatkundlicher Forschung, da sie der Flurnamen-sammlung reiche Unterlagen liefern. Eine Aufnahme von 1674 ist besonders reich an Angaben über Grenz-zeichen, Marksteinen, Seen, Wäldchen, Lohbäumen, darunter auch „Druidenbäume“ (Bild 4). Diese sind auch belegt in einer wenig bekannten Veröffentli-chung von Dr. F. A. Mayer „Ein paar Worte über ein paar Druidenbäume“, Eichstätt 1826. Er behandelt solche im an Hohenlohe östlich anschließenden fränkischen Raum. Das „Höhebüschle“ zwischen Billingsbach und Raboldshausen, es ist der Raum, in dem auch die Druidenbäume des 17. Jahrhunderts standen, war wohl eines der letzten dieser markanten Grenzzei-chen. Es wurde 1920 trotz des Einspruchs eines bürgerlichen Heimatfreundes, Ludwig Bullinger aus Raboldshausen, umgehauen (ein Gedicht des Bauern über den Baum ist veröffentlicht im „Frankenspiegel“ Beilage zum Hohenloher Tagblatt, Gerabronn, 4. 3. 1952). An diesen alten Grenzzeichen haftet die volks-kundliche Überlieferung in Form von Sagen und Er-zählungen. Sie sollten in ihren noch spärlich vorhan-denen Resten besonderen Schutz genießen und in die Liste der Naturschutz-Denkmale eingetragen werden

¹ Tobias Schweickher, Buchbinder in Hall, geb. Sulz a. N. 1539, gest. Hall 1605. Frankfurt/Oder immatrikuliert 1560 (Auskunft von Dr. Wunder-Gelbingen).

Landesgeschichte und Landesuniversität

Gedanken zur landesgeschichtlichen Bildung

Von Otto Herding

Vielleicht erlaubt es der persönliche Charakter dieses Heftes, auch mit einer persönlichen Bemerkung zu beginnen. Die Fülle des Geschichtlichen in Schwaben ist mir nie so stark aufgegangen wie auf Spaziergängen mit Peter Goßler. Ich denke etwa an den Weg von Kirchentellinsfurt aus in den Schönbuch hinein, wo von den Hallstattgrabhügeln und den Grenzsteinen der Abtei Bebenhausen – es gehört eine besondere Witterung dazu, sie zu finden –, bis zu den Bauten der Herzogszeit und den Spuren des Dreißigjährigen Krieges nichts unbesehen blieb, so weit verstreut es auch im Wald lag. Das Erlebnis der Sichtbarkeit des Historischen ist beglückend und selten, es spielt eine geringe Rolle im landläufigen Studiengang des Historikers. Wird nicht überhaupt in den Geisteswissenschaften bei uns alles besser ausgebildet, als gerade das Auge? Und um das einzelne Ding oder Denkmal herum schufen dann die erklärenden Worte scheinbar mühelos den geschichtlichen Raum und rückten dabei sachte vom Konkreten und Besonderen fort ins Allgemeine und Grundsätzliche – bis die Landschaft das Gespräch von neuem auf sich zog.

Die grundsätzlichen Fragen aber kreisten am liebsten um eines: um den Bildungswert und die Bildungsmöglichkeiten der Landesgeschichte.

Wenn daher für diesmal nicht von einer schwäbischen Burg oder Stadt oder einer Episode unserer Landesgeschichte die Rede sein soll, sondern von jener allgemeineren Seite der Sache, so glaube ich damit nicht nur ein Gespräch fortzusetzen, zu dem Peter Goßler immer wieder Anregendes und Wesentliches beigetragen hat, sondern möchte zugleich ein Thema aufgreifen, das einer Zeitschrift, die zu landesgeschichtlichem Denken erzieht, gemäß ist.

Welche besonderen landesgeschichtlichen Aufgaben hat die Universität? Ein Unterschied zu anderen Instituten, dem Archiv oder dem Statistischen Landesamt, soweit es hier in Betracht kommt, ist sofort klar: hier ist die Landesgeschichte selbstverständlicher Hauptinhalt, an der Universität dagegen historisches Teilgebiet, das sich zunächst innerhalb des Gesamtfaches zurechtzufinden und zu behaupten hat. Und es scheint mir, als ob die Landesgeschichte auch heute noch nicht ihren sicheren und selbstverständlichen Platz hätte in der rechten Mitte zwischen

zu Wenig und zu Viel. Gewiß gibt es Leute, denen man sagen muß: wer in der Wissenschaft alles nach württembergischen oder schwäbischen Gesichtspunkten beurteilt, dem gerät alles falsch, nicht zuletzt die württembergische Geschichte. Aber es gibt andere, für die das Umgekehrte gilt: so gewiß keiner ein voller Historiker ist, der bloß Landesgeschichte treibt, so gewiß gibt es kein volles geschichtliches Verständnis ohne sie.

In der öffentlichen Diskussion spielt gegenwärtig die Reform auch des Hochschulunterrichts eine Rolle. Das ist gut, denn von Hochschulpädagogik spricht man im allgemeinen eher zu wenig. In diesem Zusammenhang fiel auch das Wort vom „exemplarischen“ Lernen des Studenten. Das will sagen: es ist ganz gleichgültig, ob die Begegnung mit dem Geschichtlichen sich am Beispiel einer Dorfchronik vollzieht oder etwa an der italienischen Renaissance, wenn sie nur überhaupt erfolgt, wenn der Studierende nur überhaupt begreift – Jenseits von Jahreszahlen und Daten – was Geschichte ist! Daran ist viel Richtiges, und doch muß ich den Satz ergänzen: diese Begegnung muß an beidem erfolgen, an der Renaissance und an der Dorfchronik! Das sollte selbstverständlich sein, aber wir sind weit entfernt davon. Vielleicht hat man, jedenfalls im Hochschulrahmen, über die Bildungsaufgabe der Landesgeschichte noch zu wenig nachgedacht, ihr zwar dies und jenes Schöne und Ideale nachgerühmt, ohne ihren eigentlichen, nur ihr gehörigen Gegenstand scharf zu umreißen. Sicher muß die Universität die Forderung nach universaler Betrachtung der Geschichte aufgreifen, die den ganzen Erdteil oder die Welt umspannenden geistigen und politischen Bewegungen müssen an repräsentativen Beispielen begriffen werden! Und doch weiß der Student, der sich ihnen allein widmet, eines nicht – und diese Lücke macht sein ganzes historisches Wissen verdächtig und bedenklich: er weiß nicht – was ein Land ist!

Ich will mich jetzt gar nicht auf die verfassungsgeschichtlichen Probleme einlassen, die in dem Begriff stecken: ich meine das Stammesgebiet der Alamanen, später das staufische Herzogtum Schwaben, schließlich die einzelnen Staaten: Grafschaft und Herzogtum Württemberg oder die Grafschaft Hohenlohe, die badischen Markgrafschaften oder die Reichsstädte

mit ihren Gebieten – wieder als Beispiele, denn wie vorhin die Universalgeschichte, wird nun die Landesgeschichte auf einmal unendlich!

Und dennoch ist auch in ihrem Rahmen das „exemplarische Lernen“, das Auswählen repräsentativer Beispiele, die für das Ganze stehen können, keine aussichtslose Sache. Freilich auch keine Angelegenheit willkürlicher Stoffauswahl. Wer – innerhalb eines allgemeinen Überblicks, den ich als selbstverständlich voraussetze – ein landeshistorisches Minimalprogramm, eine „eiserne Ration“ für den Studierenden der Geschichte, der seine vier oder fünf Jahre sehr sparsam zusammenhalten muß, festsetzen will, muß immer die Kardinalfrage im Auge behalten: woraus besteht für den Historiker ein Land oder wenigstens eine Landschaft, die geschichtlich reich genug ist, um das Ganze zu vertreten. Und da erfolgt dann die „Begegnung mit der Geschichte“ im Kontrast von Rodungsboden und Altsiedelland, sehr lebendig etwa im Schwarzwaldvorland, wo beides ineinander übergeht. Solche Eindrücke führen am weitesten zurück und wecken den Sinn für den fundamentalen Zusammenhang zwischen Boden, Siedlung und Herrschaft. An diesen Themenkreis schließt sich ein zweiter, der es nun ganz mit den Elementen zu tun hat, die dem Lande seine geschichtliche Lebendigkeit geben und die in ihrem Für- und Widereinander eine geschichtliche Gliederung des Landes, die die geographische mannigfach überschneiden wird, erst gestatten. Und unsere erste Frage nach der historischen Landschaft wird dann sehr konkret und lautet so: wie verhalten sich Burg und Stadt, Kloster und Dörfer durch die Jahrhunderte hindurch zum Beispiel im Raum um Tübingen, Reutlingen und Bebenhausen oder im Badisch-Württembergischen Grenzgebiet – zueinander? Indem wir das aussprechen, wird zugleich klar, daß alle Landesgeschichte letzten Endes Sozialgeschichte ist, denn hinter diesen verschiedenen raumbildenden Punkten mit unterschiedlicher wirtschaftlicher und kultureller Ausstrahlung stehen jedesmal besondere sozialgeschichtliche Lebensformen, des Landesherren und seines Hofes, des Adels bis zum einfachen Ritter, des Bürgers, der Bauern. Sie wandeln sich in ihrem Verhältnis zueinander und in sich selber. Man denke an den Weg des abbas zum Abbé, des ritterlichen Ministerialen zum Kavalier. Diese Möglichkeit der Nahbeobachtung auszunützen ist die landesgeschichtliche Aufgabe. Für den Studierenden bedeutet das zweierlei: er muß die geschichtlichen Denkmäler anschauen und von der Zeit aus, die sie uns hinterlassen hat, vor- und zurückgehen: auch eine historische Führung, etwa durch Zwiefalten, hat also

mit dem 18. Jahrhundert und seinen Zuständen zu beginnen und nicht etwa mit dem 12. Jahrhundert. In Hirsau dagegen erlaubt die Aureliuskapelle den Beginn mit der Zeit des Investiturstreites! Und doch unterscheidet sich das historische Sehen vom kunsthistorischen, mag auch beides ineinander übergehen. Die Frage: was sieht der Historiker? – unterschieden vom Sehen des Kunsthistorikers und Geographen und unterschieden vom antiquarischen Sehen (Münzfunde usf.) scheint mir noch nirgends befriedigend untersucht. Ich kann es in diesem Zusammenhang nicht nachholen, möchte nur die Lösung in folgender Richtung suchen: was verrät das Zentrum einer Herrschaft in seiner Ausdehnung, in der Dicke seiner Mauer, vielleicht in der Breite seines Marktplatzes noch von der Mächtigkeit, die es dereinst befähigte, ein weites Umland zu schaffen und zu beherrschen? Dazu kämen Probleme der Grenzsteine und -linien oder der Form und Ordnung der Fluren, die nach der Geographie hiniüberleiten. Das ist die eine Seite, die andere der Niederschlag, den die mannigfachen Mühen der Regierung und Verwaltung im schriftlichen Nachlaß gefunden haben. Da genügt nun nicht eine gelegentliche Führung durch ein Archiv und das Vorweisen einiger Prachtstücke. Sondern es kommt darauf an, die Quellentypen zu kennen, aus denen der Staat – nennen wir es einmal so – einsichtig wird: die Lager- und Leib-, Lehen- und Steuerbücher, nicht zu reden von Beispielen wichtiger Vertrags- und Gerichtsurkunden. Wer Originale gesehen hat, in dessen Gedächtnis gräbt sich die Geschichte ein! Für den Alltag des Studienbetriebes aber muß ein geeigneter Ersatz eintreten. Ein landesgeschichtliches Seminar muß sammeln! Und zwar in erster Linie gute Photokopien solcher Quellen. Auch in ihnen läßt sich das geschichtliche Leben sehen und mit Händen greifen! Diese Sammlung bedeutet ein Programm auf lange Sicht, sie wird nie „fertig“ werden, aber die Gesichtspunkte, unter denen sie anzulegen ist, müssen feststehen. Da kommt zu einer Typenlehre der archivalischen Quellen noch etwas Wesentliches hinzu. Natürlich hätte diese Sammlung zugleich die Aufgabe, auch die hilfswissenschaftlichen Grundlagen zu geben. Sie muß aber darüber hinaus noch ein anderes Bewußtsein wecken. Sie darf nicht Halt machen bei den Archivalien. Dieselben Mönche etwa, die Urkunden und Gültbücher schrieben, schreiben auch Bibeln, Stundenbücher, Gebetbücher! Wer in einem Kloster bloß eine Grundherrschaft sieht, sieht falsch. Auch die Anziehungskraft eines Heiligen, sichtbar in Stiftungen und Festen, zieht einen Raum um die klösterliche Kirche. Die Bücher, die ihm zu

Ehren geschrieben wurden, darüber hinaus überhaupt Klosterbibliothek und Schriftkultur, gehören mit herein. In anderem Rahmen gilt später manchmal von den Stadtschreibern ähnliches. Alle Landesgeschichte, die bloß Organisationsgeschichte ist, lässt ein wesentliches Stück „Land“ weg. Wie vorhin droht auch hier wieder die Gefahr der Uferlosigkeit. Ich möchte aber die Beschränkung auf die vier verbreitetsten Quellentypen zur mittelalterlichen Frömmigkeit (und noch weit übers Mittelalter hinaus) vorschlagen: die Kalendarien mit ihren Heiligen, die Stundenbücher, die Heilsspiegel und die Armenbibeln. Sie entsprechen den Quellentypen auf der „realen“ Seite des Lebens. Freilich führen sie zugleich an die Grenze zur allgemeinen Religionsgeschichte hin.

Das soll kein starres Schema sein, das anderes aufzunehmen verbietet. Aber ein richtiges Maß und ein festes System ist in unserem Zusammenhang vor allem nötig.

Unser „Minimalprogramm“ beginnt mächtig anzuschwellen, und es ist Zeit, ihm eine Grenze zu setzen. Nur noch ein paar ergänzende Bemerkungen: ein landesgeschichtliches Seminar ist der Ort, der zu einem Blick über den Zaun in die Nachbarländer hinein ebenso einlädt, wie er umgekehrt einen Zugang zum Lokalen und Einzelnen eröffnet. Das bedeutet ins Praktische übersetzt: Sammlung der wichtigsten und führenden landesgeschichtlichen Zeitschriften in Deutschland und, fürs Lokale: der heimatkundlichen Blätter aus den verschiedenen württembergischen und fränkischen Zeitungen, die der Wissenschaft überhaupt nur so erhalten werden können. Eine kritische

Bibliographie, die hier Spreu vom Weizen sondert, gehört also zu den Daueraufgaben. Maßstab ist, ob eine neue Quelle benutzt oder publiziert wird. Man wird sehr viel einwenden, wenn ich hier abbreche: bietet die Landesgeschichte auch nur von Württemberg nicht unendlich viel mehr? Selbstverständlich. Wir brauchen nicht anfangen aufzuzählen. Aber darum handelt es sich nicht. Sondern es geht darum, einmal festzuhalten, welche Erkenntnisse und Methoden innerhalb der Geschichtswissenschaft ausschließlich die Landesgeschichte vermittelt. Und die kreisen immer um den Begriff Land oder Landschaft. Ein junger Historiker kann sagen: ich will mich nicht näher mit Herzog Ulrich oder der schwäbischen Reformation oder den württembergischen Königen befassen – Napoleon oder Bismarck beanspruchen all meine Zeit. Aber er kann nie sagen: was geht mich ein *Land* an! Und dieses Land im erörterten Sinne lehrt ihn nur die Landesgeschichte kennen, und daher keine geschichtliche Bildung ohne sie!

Diese Einschränkung des Problemkreises gilt nun nicht für diejenigen, die darüber hinaus tiefer eindringen und landesgeschichtliche Arbeiten schreiben wollen. Wie mit ihnen zu verfahren ist und worauf sie hinzulenken wären, das ist ein Thema für sich. Vielleicht ist aufgefallen, daß das Wort „Heimat“ in unserem Gedankengang nicht vorkam. Mit Absicht: wer die Heimat sucht, dem wird sie durch die landesgeschichtliche Arbeit, je ausschließlicher wissenschaftlich sie angefaßt wird, desto reicher und farbiger wieder geschenkt. Aber erst *nach* der Arbeit – nicht vorher.

Über Schwaben und Franken im schwäbisch-fränkischen Grenzgebiet Württembergs

(Kreis Ludwigsburg und Leonberg)

Von Hermann Haering

Wir stehen alle unter dem Eindruck, daß wir mit dieser kleinen Festgabe einen verehrungswürdigen Forscher ehren wollen, der ein ungewöhnlich reiches und vielseitiges Arbeitsgebiet bebaut und beherrscht. Altphilologe, Archäolog und Vorgeschichtler in selten vereinter Vielseitigkeit, Historiker und Heimatforscher, so steht der Achtzigjährige unter uns. Und gerade in dieser Zeitschrift darf es ausgesprochen werden, daß er für Archäologie und Geschichte der engeren Heimat deshalb vor allem so Treffliches

leisten konnte, weil er als eigenständiger Forscher auf so verschiedenen Gebieten und weit über das Heimatliche hinaus arbeitet und forscht. Wenn der Forscher auf dem Feld der Vorgeschichte und Archäologie Württembergs bei den Arbeiten Peter Goëßlers seinen weltweit geschulten Blick zu genießen hat, so dankt ihm der württembergische Historiker, daß er mit gleicher Intensität die zu Unrecht oft aufgerichteten Grenzpfähle zwischen schwäbisch-fränkischer Frühzeit und sogenanntem Mittelalter beiseite schiebt. Das

ist ja nun nicht nur eine Sache des Wollens, sondern vor allem der Kraft, die unserem ewig jugendlichen Jubilar innewohnt. Es war auch eine Angelegenheit des Kairos, der glücklichen Sternenstunde, die eine Mehrzahl von bedeutenden Landesforschern gleichzeitig auf den Plan stellte, von denen hier als Repräsentanten einer größeren Schar Karl Bohnenberger, Robert Gradmann, Karl Weller, Viktor Ernst genannt seien; Peter Goßler nun der letzte, den wir noch lebend unter uns haben dürfen.

Unser Jubilar hat in seiner langen und fruchtbaren schriftstellerischen Tätigkeit immer wieder gerne den bisher erreichten Stand der Forschung auf einem besonderen Gebiet präzisiert und daran eigene Gedanken angeknüpft, auch wenn er sie noch nicht bis ins einzelne mit Quellen unterbauen oder belegen konnte. Der Mut zur Hypothese kann zum Irrtum führen, aber ohne diesen Mut bei Männern, die zum mindesten immer etwas zu sagen haben, würde die Wissenschaft auch zeitweise verkümmern. Die fruchtbare Hypothese wird sich selber immer aufs sorgsamste an dem prüfen, was vor ihr an Besitz erarbeitet wurde, und was als wahrscheinlich oder als Arbeitshypothese gelten kann; vor allem wird sie die Konsequenzen der eigenen Hypothese nach allen Richtungen hin überprüfen. Peter Goßler verdanken wir neben standfest Hingestelltem immer wieder solche Arbeitshypothesen. So wage auch ich im folgenden vom Standpunkt des Historikers aus über eine Frage unserer Heimatforschung kurz und bündig zu referieren, die P. Goßler vor allem vom archäologischen Standpunkt aus beschäftigt hat; kurz, denn es ist an dieser Stelle nicht möglich, in eine quellenmäßige Untersuchung einzutreten, bündig, wie es der weitere Leserkreis des Schwäbischen Heimatbundes verlangt.

Ich habe im letzten Jahr vor einem rein wissenschaftlichen kleineren Kreis und dann in dem Jahresfestvortrag der Gesellschaft für fränkische Geschichte, also vor den bayrischen Ober-, Mittel- und Unterfranken über das Thema gesprochen: „Von den Grundlagen jeder Forschung über Stammesgeschichte und Stammesart vor allem am Beispiel der schwäbischen“. Ich habe sodann, da ich seit acht Jahren als bombenvertriebener Stuttgarter in Ludwigsburg lebe, das Bedürfnis verspürt, über das Verhältnis von schwäbisch und fränkisch in diesem eigenartigen Grenzgebiet der Stämme mir klarzuwerden, und im Ludwigsburger Geschichtsverein einen Vortrag gehalten über Schwaben und Franken im Kreis Ludwigsburg. Gerade dann, wenn er den anthropologisch-rassischen und den völker- und stammespsychologischen Fragen aufgeschlossen gegenübersteht, wird

der Historiker seines besonderen Amtes walten und zuerst einmal das geschichtlich Feststellbare an dem zu fassen suchen, was mit dem höchst verdächtigen Zauberwort „Stammeseigenschaft“ bezeichnet wird. Er wird dabei vielleicht mit wachsendem eigenen Staunen feststellen, wie vieles von dem, was zuerst als geheimnisvolle Uranlage erscheint, dem geschichtlich geschulten Blick als *geschichtlich gewachsene Größe* – oft jüngerer Vergangenheit – sich erweist. Der Vergleich schwäbischer und fränkischer Stammesart beziehungsweise das wenige, was nach Abzug des vor unseren Historikeraugen Gewachsenen übrig bleibt, war aber noch nicht der Inhalt meiner Studien und Vorträge. Es war vielmehr eben der Aufweis dessen, was als Zuwachs und, wenn man von den Stämmen vor der historisch belichteten Zeit als individuellen Persönlichkeiten überhaupt sprechen kann, als Aufwachs aus einem kaum faßbaren X der Stammeswurzel vor uns erscheint. Mein letzter Vortrag hatte es zudem mit einem ganz besonderen Ausschnitt aus dem schwäbischen und fränkischen Stammesgebiet zu tun, nämlich mit einem Stück des Grenzgebietes beider. Von ihm soll auch im folgenden die Rede sein. Karl Weller, der den aus der verschiedenen Siedlungszeit der Schwaben und Franken entspringenden Verschiedenheiten ihrer Geschichte von seinen ersten Arbeiten (1894 und 1898) an nachging, hat mir manchmal seine Verwunderung geäußert, wie wenig man mit Bewußtsein darüber weiterforschte. Viktor Ernst hat uns 1930 seine letzte Oberamtsbeschreibung (Leonberg) geschenkt. Er hat also einen Bezirk aus eben dieser Grenzgegend, nach seiner Art unter Aufarbeitung aller, auch der rein örtlichen Quellen aus 1700 Jahren, geschichtlich beschrieben. Peter Goßler hat den archäologischen Teil in diesem Werk bearbeitet. Ohne den steten Rückgriff auf diesen vorläufig letzten Band aus der großen Zeit der historischen Landesbeschreibung Württembergs – Karl Bohnenberger hat über die volkstümlichen Überlieferungen und die Mundart darin geschrieben – hätte ich das Folgende nicht zu schreiben vermocht, wenn ich auch mit Dank Oscar Parets und seiner Mitarbeiter wertvolles Heimatbuch über „Das Land um den Asperg“ (1934) und die historischen Abschnitte der einschlägigen alten Oberamtsbeschreibungen aus der Feder Meister Stälins des Ä. benützte. Einige eigene hier vorgetragene Gedanken quellenmäßig zu belegen, muß der Zukunft vorbehalten bleiben.

Als die drei folgenreichsten Einschnitte in der Geschichte des schwäbischen Stammes sind wohl seine Besiegung durch die Franken am Ende des 5. Jahrhunderts und deren Folgen, der Untergang des stau-

fischen Herzogsgeschlechts im 13. und der Erdrutsch in der napoleonischen Zeit am Beginn des 19. Jahrhunderts zu bezeichnen. Durch die politische Grenzziehung zwischen Schwaben und Franken nach der Niederlage von 496 wurden das Cannstatter Becken und die angrenzenden Gauen aus einem der entwicklungsfähigsten Mittelpunkte des Stammesgebiets an dessen nördliche Peripherie gerückt. Damit war – im Großen gesehen – ihr Schicksal als Grenzbezirk für das halbe Jahrtausend, in dem diese Grenze eine immerhin bedeutende Rolle spielte, gegeben. Und auch im späteren Mittelalter konnte das niederschwäbische Haus Württemberg, wenn auch der einzige ernsthafte Konkurrent des oberschwäbischen Hauses Habsburg um die Vorherrschaft in Schwaben, kaum hoffen, in den oberschwäbisch-, ober- und hochrheinischen Landen die Herzogsrolle zu spielen oder gar dauernd von Cannstatt-Stuttgart aus zu behaupten. Die Grafschaft und das Herzogtum Württemberg hat zwar auch für einen Teil der auf der Grenze der Stämme liegenden Gebiete die historische Bedeutung, daß es der hier besonders stark vorgeschriftenen Zersplitterung Einhalt gebot und ein durch seine geschichtlichen Leistungen mehr als gerechtfertigtes Staatswesen mit schwäbischem Grundton aufbaute. Aber bei der Neugliederung des Südwestens am Beginn des 19. Jahrhunderts wirkte sich die peripherische Lage dieses durchaus schwäbisch bestimmten Staatswesens doch wiederum mit dahin aus, daß die nördliche, fränkische Hälfte seiner Verdoppelung, die natürlicherweise zu Ostfranken geschlagen worden wäre, ihm zugeteilt wurde. Dafür blieb ihm wiederum der jahrhundertlang ersehnte Vorstoß an den Oberrhein, Hochrhein und (von Ausnahmen abgesehen) den Bodensee versagt. Durch die dortige Masse schwäbischen Gebietes (vom heute württembergischen Oberschwaben abgesehen) und anderes wurde bekanntlich die kleine Markgrafschaft Baden verfünf- beziehungsweise verzehnfacht, einer der Gründe der peinlichen Querelen um den Südweststaat.

Jeder aufmerksame Beobachter wird, wenn er die gesprochenen Dialekte des heutigen Württemberg kennt, die Grenze zwischen Schwaben und Franken, wie sie um die Wende des 6. Jahrhunderts gezogen wurde, beträchtlich weiter nördlich vermuten, als das tatsächlich der Fall war. Wir besitzen ja die trefflichen Dialektkarten und Schriften Karl Bohnenbergers und Karl Haags, aus deren auf den ersten Anblick verwirrendem Vielerlei doch eine Massierung der Trennungslien hervorsteht, die ganz im Großen etwa mit der Grenze des Herzogtums Württemberg (bis 1803) zusammenfällt. Das ist wiederum ein Beitrag für das

geschichtliche Werden dessen, was wir oft zu leichtfertig Stammes-eigenart nennen. Wir lassen dabei mit Karl Bohnenberger die noch weithin problematischen sogenannten „konstitutiven Faktoren“ der Sprache beiseite, die den weicheren Klang und die stärkere Tonbewegung des Fränkischen veranlassen, die wir auch im „Vorfränkischen“ im Gegensatz zum Schwäbischen feststellen können. Derselbe Forscher stellt (1930) fest, daß in den einzelnen Orten des Oberamtsbezirks Leonberg Verschiedenheiten der volkstümlichen Überlieferungen im ganzen recht selten sind, daß sich insbesondere keine solchen zwischen dem schwäbischen und fränkischen Bezirksteile erkennen lassen (Stand vom Beginn unseres Jahrhunderts). Der ausgezeichnete Abschnitt über das Bauernhaus im Bezirk Leonberg von M. Lohß vermeidet eine ausdrückliche Zuweisung dessen, was wir vielfach als schwäbisches und fränkisches Haus bezeichnet finden, an die beiden Stämme, was auch in diesem Oberamt noch problematischer wäre, als sonst vielfach. Wir werden uns bei solcher kritischen Haltung hervorragender Forscher und Kenner der Fortschritte unserer sprachlichen und volkskundlichen Wissenschaft im letzten Jahrhundert und vor allem Halbjahrhundert dankbar bewußt. W. H. Riehl hatte in der Einleitung seines prächtigen und auf die Dauer wertvollen Buches über die Pfälzer (eine dritte Auflage noch 1907 posthum erschienen) geschrieben: „Den Zusatz alemannischer Natur (aus der Zeit vor der Zurückdrängung der Schwaben um 500 durch Chlodwig) in unserem fränkischen Volke nachzuweisen, ist eine Aufgabe, die sich durch alle Blätter dieses Buches zieht“. Das wäre heute unmöglich. „Ohne den Historiker geht's nicht“ (so der Sprachforscher und Volkskundler Friedrich Maurer, Freiburg 1941). Schon Heinrich von Treitschke hat in einer seiner Erstlingsarbeiten dem trefflichen Riehl entgegengehalten, daß der fehlende Sinn für die staatlich-geschichtlichen Bezüge ihn doch zu Irrtümern verleitete.

Woher wissen wir nun aber, daß die Grenze zwischen Schwaben und Franken – sagen wir vom 6. bis 12. Jahrhundert – weiter südlich verlief, als der heutige Dialekt dies anzeigt? Wir beschränken uns hier, wie gesagt, auf die Strecke, auf der sie die Kreise Ludwigsburg und Leonberg durchschneidet. Für diese haben wir als erste zusammenhängende Beschreibung der „marcha Frankorum et Alemannorum“, die in einer Bestätigungs-Urkunde Barbarossas für die Grenzen des schwäbischen Bistums Konstanz von 1155, die sich übrigens auf eine ältere Urkunde des Königs Dagobert (623 bis 638) beruft. Nach der Urkunde von 1155 fällt die Stammesgrenze mit der Grenze

zwischen dem schwäbischen Bistum Konstanz und dem fränkischen Speyer zusammen. Der konstanzer liber decimationis von 1275, die erste genaue Bezeichnung der zu Konstanz gehörigen Kirchen, liegt freilich mehr als zweihundert Jahre später, und Viktor Ernst hat auch für den Bezirk Leonberg eine Kirche festgestellt, die 1110 als speyerisch und 1275 als konstanzerisch bezeichnet wird. Wenn wir heute die politische Grenze, wie sie höchst wahrscheinlich sofort nach der entscheidenden Niederlage gezogen wurde, zu kennen glauben, so beruht diese Kenntnis, von jener Urkunde abgesehen, auf urkundlicher Nennung der Zugehörigkeit von einzelnen Gauen, Orten oder Kirchen zu Konstanz beziehungsweise Speyer beziehungsweise ihren Archidiakonaten und Dekanaten, in selteneren Fällen auch zu Suevia (Alamannia) oder Francia, gelegentlich auch (Heimsheim 965) mit der Bezeichnung: in confinio Franciae et Alamanniae. Die in den Quellen auftauchenden Einzelzuweisungen einerseits zu politischen, andererseits zu kirchlichen Bezirken haben bedingte gegenseitige Beweiskraft für die Zuweisung einzelner Gau, Grafschaften und Dekanate zu den Stammesbezirken; daß bei der Quellenlage große Vorsicht geboten ist, bleibt zu beachten.

Die weitere Frage ist nun die, ob diese Grenze nur eine politische oder auch eine Besiedlungsgrenze war. Die Archäologie, das heißt vor allem die Funde aus den Reihengräbern des 6. bis 8. Jahrhunderts lassen uns im Stich. Peter Goessler hat mit bekannter Gründlichkeit alles Erreichbare für das Oberamt Leonberg zusammengetragen; selbst für Ditzingen, das von der Stammesgrenze in einen fränkischen Teil mit speyerischer und einen schwäbischen mit konstanzerischer Kirche und mit Reihengräbern auf beiden Seiten zerschnitten wurde, ohne greifbaren Beweis für fränkische oder schwäbische Belegung. Der Nichtfachmann auf diesem Gebiet ist geneigt zu fragen, ob wirklich mit genügender Sicherheit festzustellen ist, daß sich die Franken gerade hier in einer Art von Missionsgebiet auch im 7. Jahrhundert noch in Reihengräbern und nicht schon in der Nähe christlicher Gotteshäuser begraben ließen. Jedenfalls gibt uns die Archäologie so gut wie keine Auskunft über die Frage, ob und wie stark das neueroberte schwäbische Grenzgebiet von den Siegern besiedelt wurde. Völlig verfehlt wäre es sicher schon aus allgemeinen Erwägungen, sich die Besitznahme der dem Frankenreich um 500 eingegliederten Gebiete nach Art der schwäbischen Landnahme zweieinhalb Jahrhunderte zuvor zu denken. Erstens standen jetzt Germanen gegen Germanen, zweitens wußte man nicht, woher die nach allen Seiten vordringenden Franken die Menschen genommen

hätten, um bis in unsere schon wohlbesiedelte Grenzgegend hin neu zu kolonisieren, drittens hören wir, daß Chlodwig in dieser Zeit der vielseitigen Expansion die Unterworfenen über das sonst übliche Maß hinaus schonte; wir hören auch von zurückkehrenden Adligen, die zuerst geflüchtet waren; in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts setzt dann schon ein Nachlassen der Kraft des merowingischen Herrscherhauses ein. Solche allgemeinen Erwägungen aber stehen an Wert zurück hinter der Beweiskraft der vor allem durch die bisherige Besiedlungsforschung zu hoher Wahrscheinlichkeit erhobenen Ergebnisse und ihrer von Viktor Ernst festgestellten Bestätigung durch die Geschichte der Folgezeit.

Von den ersten in der hier gebotenen stenographischen Kürze nochmals zu sprechen, ist unmöglich. Wer Gelegenheit hatte, gewisse Streitfragen der Wissenschaft durch 40 Jahre hindurch in ihrem Auf und Ab zu verfolgen, wird unter dem starken Eindruck davon stehen, wie oft bereits geöffnete Türen eingestoßen werden und wie ungern das von einem Vorgänger einem umfangreichen, bei jedem Schritt quietschenden Moorgelände abgerungene, einigermaßen sichere Trittbrett benutzt wird, um weiterzukommen. Das kann von Viktor Ernst nicht gesagt werden, der in seltener Nüchternheit und Selbständigkeit weiterzuführen suchte, was ihm bei den Vorgängern von Stälin bis Weller der Weiterführung wert schien. Wenn Weller mit den Quellen für die innere Geschichte unserer Heimat vom 15. Jahrhundert an nicht mehr so vertraut arbeitete, wie mit den früheren, so hat Ernst ex officio und mit seinem schließlich zum gesundheitlichen Zusammenbruch führenden Arbeitsungestüm auch diese späteren Quellen bis zum Dorf herab ausgeschöpft. Gerade für unser Grenzgebiet und seine besonderen Fragen ist deshalb seine Leonberger Oberamtsbeschreibung so wichtig. Die Unterabschnitte des allgemeinen historischen Teils (180 S.) werden jedem Einzelforscher hier und in den Nachbarbezirken etwas zu sagen haben. Sie sind übersichtlich gegliedert: Staat, Amt, Wohnplätze und Gemeinden, Grundbesitz, Gericht, Steuer, Forst, Wald und Fischwasser, Landwirtschaft und Gewerbe, Straßen und Verkehr, einzelne Ereignisse, Bevölkerung, Kirche und Schule. Dazu kommt die 500 Seiten umfassende geschichtliche Beschreibung der einzelnen Orte.

Über die Frage, ob die schwäbisch-fränkische Grenze vom 6. Jahrhundert an eine Siedlungsgrenze oder nur eine politische war, drückt sich Ernst (Seite 263) zurückhaltend so aus, daß ein Festhalten der nächstgelegenen (also unserer) Gebiete über der Grenze

durch schwäbische Bewohner mit einem etwaigen anderen Verhalten weiter nördlich wohl vereinbar sei. Im Laufe seiner weiteren Darstellung (der Grundbesitz) aber spricht er auf Grund seiner ausführlich vorgelegten Quellenforschung ausdrücklich aus (Seite 312): „Das ganze Bild, das Übergewicht des Fronhofs wie die Abhängigkeit der Huben, ist nur zu verstehen von der festbezeugten Tatsache aus, daß die Dörfer Niederlassungen von Sippen sind, die ihre eigenen Verfassungen dem ihnen zugewiesenen Landstück aufprägen konnten.“ Die gleiche Parallel zum Altschwäbischen zeigen nach Ernst die Hundertschaft als ursprüngliche Trägerin des Gerichts auch in dem Franken zugeteilten Gebiet (Seite 322 ff., siehe auch 280 ff. Zwing und Bann und das Birengericht Seite 297 ff.) und die kirchliche Gliederung, vor allem die enge Verbindung der Dorfkirchen mit dem Herrenhof, wobei er im Sinne unseres Jubilars bemerkt (Seite 406): „Vielleicht hat der Herrenhof, ursprünglich in der Hand des Geschlechtsältesten, schon in heidnischer Zeit auch im religiösen Leben der Sippe eine Rolle gespielt.“ An eine Austreibung der schwäbischen Bevölkerung kann (hier zumindest) nicht gedacht werden.

Daß die um 500 festgelegte politische Grenze zwischen Schwaben und Franken gewisse zeitliche Unterschiede der weiteren politischen und kirchlichen Entwicklung auf beiden Seiten bedingt haben muß, ist dagegen anzunehmen. Für die Einführung des Christentums und die frühe Kirchengeschichte hat Weller in seinem Werk und auch unser Jubilar in seinen Aufsätzen dahingehende Winke gegeben. Von der Zuteilung zu den alten Bistümern Speyer und Worms war schon die Rede. Die fränkischen Klöster Lorsch, Weißenburg und Fulda haben den Hauptanteil an den frommen Stiftungen des fränkisch gewordenen Schwaben, während sie in Restschwaben mit den schwäbischen St. Gallen, Reichenau, Murbach usw. sich teilen mußten. Auch die Patrocinienforschung kann hier nur genannt werden. Die Wirkung, die von den königlichen Stützpunkten in kirchlicher und politischer Richtung ausgegangen sein muß, sollte immer berücksichtigt werden (vgl. auch die Umtaufe alter -ingen-Namen in -igheim in ihrem Einflußgebiet; von der fränkischen steora oder osterstupha haben wir in dem von uns betrachteten Teil des Grenzgebiets keine frühe Nachricht).

Daß man über die (politischen) Hundertschafts- und Grafschaftsbezirke und über die Gaue (als Landschaftsbezirke) und deren teilweise Amalgamierung mit ersteren nicht allein von den wenigen Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts aus zu einiger Klarheit ge-

langen kann, das hat Viktor Ernst in seinen 5 Oberamtsbeschreibungen ein für allemal klargemacht; hätte es klarmachen sollen. Es wäre deshalb vermesen, wenn ich hier für den Großkreis Ludwigsburg, für den noch der größte Teil solcher Arbeit an den Quellen und ihrer scharfsinnigen Verbindung untereinander fehlt, die hier einschlägigen Gau zu rekonstruieren unternähme.

Der vor kurzem geschiedene, verehrungswürdige Karl Bohnenberger hat in einer soeben noch erschienenen Arbeit dankenswerteste Mahntafeln „zur Gliederung Altschwabens in Hundertschaften, Landstriche und Grafschaften sowie zu deren Benennungsweise“ aufgestellt (ZWürtLG X, 1951). Jeder, der weiterforscht, muß sie beherzigen, damit er nicht in die viel zu weitgehende Gleichsetzung von Gau, Grafschaft und auch Hundertschaft zurückfällt, wie sie aus dem sehr verdienstvollen F. L. Baumann und seinen sie noch vergröbernden nächsten Nachfolgern Cramer, W. Schultze u. a. zum Schaden wahren wissenschaftlichen Fortschreitens bis heute noch gelegentlich entnommen wird. K. Bohnenberger zitiert „Baumann sowie andere Geschichtsforscher seiner Zeit und seines Standpunktes“, von denen seine Ergebnisse, wie er sagt, „weit abweichen“, oft, betont aber in seiner Schlußbemerkung ausdrücklich, „daß sich der Sprachforscher ohne jene Darstellungen überhaupt nicht zu diesen Gliederungsfragen zu äußern vermöchte“. K. Weller und V. Ernst, die in der Auseinanderhaltung jener Begriffe, wie gesagt, große Fortschritte machten, nennt K. Bohnenberger leider nicht. Er ist (als Sprachler) mit ihnen einig, daß huntari ein germanisches Wort der (oder vor der) Landnahmezeit ist und nicht mit einer fränkischen centena (= Steuerbezirk dieser Verwaltung) gleichgesetzt werden kann. Er hält für erwiesen, „daß sich die Hundertschaftsgliederung anfänglich über das ganze Stammesgebiet erstreckte“ (das Wort centena der Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts dagegen wagt er nicht als Zeugnis für die Ausdauer der Hundertschaftsbezirke bis in diese Urkundenzeit zu verwenden „infolge stark auseinandergehender Deutungen durch die Geschichtsforscher“, wozu dann freilich auch H. Glitsch und V. Ernsts Werke und nicht nur H. Dannenbauers Aufsatz zu zitieren gewesen wäre). Es handelt sich ja im Grunde darum, ob der Forscher auf diesem Gebiet sich bei seinem Tun stets bewußt ist, daß die Schlüsse aus dem spärlichen Material der anhebenden, aber noch stark im Dämmer liegenden Urkundenzeit immer Schlüsse bleiben; daß diese Schlüsse dem, was die Sprache, die Ortsnamenforschung, die Archäologie, die geschichtliche Homologie (nicht

Analogie) und was die folgenden helleren Zeiten ergeben, sich reimen; vor allem auch, daß der Historiker die Angst vor dem Kinderschreck, nämlich dem Verdikt über „romantische“ bzw. „liberal-kleinbürgerliche“ Anschauungen von einer „altgermanischen Freiheit“ ebensowenig mitsprechen läßt wie die vor dem heute weniger zu fürchtenden Stigma einer Betrachtung von oben (vom Adel) her. Über beides sollte der Historiker (denn „ohne den Historiker geht's nicht“) erhaben sein.

All das gilt prinzipiell auch für das politisch fränkisierte altschwäbische Gebiet unmittelbar jenseits der Sprachgrenze, in dem auch eine ursprüngliche Huntarigliederung anzunehmen ist; sehr wohl möglich, daß die Stammesgrenze auch alte Hundertschaftsgrenzen (mit gewissen Korrekturen) bezeichnet. Daß der Landschaftsname „Gau“ sich hier im (politisch) fränkisch gewordenen Gebiete früher in gewissen Fällen mit (politischen) Grafschaftsbezirken deckte, als diesseits der Grenze, ist anzunehmen. Die Gau-namen in unserem Gebiet schließen sich, wie bei den Franken besonders beliebt, durchweg an Gewässernamen an. K. Weller dachte daher in seiner Erstlings-schrift (1894) an ihre Entstehung erst in fränkischer Zeit, während er das später nicht mehr so betonte. Das Verschwinden der Huntarinamen würde sich damit (und mit der Dezimierung und der überlieferten zeitweisen Fluchtung schwäbischer Edelfreien) zwanglos erklären.

V. Ernst hat zum Beispiel über den Umfang des Glemsgaues mit der vorhin gekennzeichneten Heranziehung von späteren Nachrichten aller Art und ihrer scharfsinnigen Verknüpfung weit klarere Vorstellungen geben können als seine Vorgänger. Er stellt ausdrücklich fest, daß sich dieser Gau und die später mit ihm zusammenfallende Grafschaft nicht um die Stammesgrenze kümmerte. Hier möchte ich eine Beobachtung einschalten, die sich mir bei den Schwierigkeiten, die die Definierung des Glemsgaues, Neckargau u. v. a. bietet, immer wieder aufdrängte: K. Weller erklärt die ungewöhnlich großen Bezirke im inneren Schwaben, die die Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts Baren nennen, als Produkte der Einführung der fränkischen Grafschaftsverfassung in Schwaben nach 730, also in einer Zeit, als nur wenige schwäbische Persönlichkeiten für diese Ämter zur Verfügung standen. Weller hat ja als Historiker im Gegensatz zu manchen allzuleicht schematisierenden Rechtshistorikern und auch zu Baumann schon 1898 erwiesen, daß die Grafschaften in Schwaben keineswegs eine nach Umfang und Geltung unveränderliche

Größe waren. Wir wissen auch nicht, wie etwa der fränkische Glemsgau oder der fränkische Neckargau – sagen wir im 7. Jahrhundert – aussahen; daß sie schon da waren, ist kaum zu bezweifeln, wie auch die Durchsetzung des Landes mit fränkischen Stützpunkten, vor allem königlichen Höfen. Sollte nun nicht das merkwürdige Schwanken in der Zuteilung einzelner Orte zu den Gauen in den Urkunden dieser Jahrhunderte und in den Güterbüchern sich folgendermaßen erklären lassen: Als das Stammesherzogtum der Schwaben 730 ein Ende nahm und in den Endkämpfen und beim Cannstatter Gerichtstag (746) ein beträchtlicher Teil des schwäbischen Hochadels ausgefallen war, als andere grollend beiseite standen, da wurden die bereits bestehenden fränkischen Grafschaften unserer Gegend durch schwäbisches Land vergrößert. So würde sich das spätere Auftreten von Orten als Angehörige schärfer und natürlicher gegliederter kleinerer Grafschaften erklären, die im Anfang der Urkundenzeit größeren, bald wieder geteilten Gauen, wie vor allem auch dem ominösen Neckargau zugeschrieben worden waren. Daß auch späterhin ein Schwanken bemerkbar ist, kann nicht verwundern; was einmal urkundlich festgelegt war, das hatte im Mittelalter ein zähes Leben, vor allem in den Urkunden der königlichen Kanzlei. Übrigens ist auch zu beachten, daß die häufigen Gütertausche (zwecks Abrundung der Großgrundbesitze) Unstimmigkeiten in der Lagebestimmung hervorrufen konnten.

Bei der Jagd nach der Bestimmung der Gau und der Grafschaften sollte, wie ausgeführt, mit der vor allem durch V. Ernst überholten Beschränkung auf die verhältnismäßig kleine Zahl der karolingischen Quellen Schluß gemacht werden. Die Grafschaften der Karolingerzeit sind ja der Forschung weniger an sich als vor allem deshalb wichtig, weil sie eine – keineswegs die einzige – Durchgangsstelle unseres späteren Hochadels und unserer Territorien darstellen, die in ihrer später so ganz anderen Form bis in die Gegenwart herein den Verlauf unserer Geschichte bestimmten. Davon zu reden, ist dieser kleine Beitrag keineswegs mehr imstande. Die staufische Zeit und das halbe Jahrtausend deutscher Geschichte, das vorwiegend von den territorialen Bildungen bestimmt ist, haben ja dann auch die Bedeutung der politischen Stammesgrenze in unserem schon vor 1803 an Württemberg gefallenen Teil des Grenzgebiets auf ein Minimum zusammengedrängt, womit wir zum Anfang unserer Darlegungen zurückkehren.

Das Denkmalamt in Württemberg 1858—1952

Von Richard Schmidt

Als im Jahr 1858 das Amt eines Konservators der Vaterländischen Kunstdenkmäler geschaffen wurde, dessen Inhaber „die Denkmäler vergangener Zeiten aufzunehmen und zu verzeichnen hatte“, wurde man sich sehr bald darüber klar, daß diese theoretische Tätigkeit einer Ergänzung zum Schutze dieser Denkmäler bedürfe. Es zeugt von dem Reichtum an Kunstwerken, die das Land damals besaß, daß man keineswegs daran dachte, den Konservator mit Befugnissen auszustatten, die es ihm erlaubt hätten, aktiv in den Kampf um die Erhaltung der Denkmäler einzugreifen, das heißt sich um deren Erhaltung und fachmännische Instandsetzung zu kümmern, sondern daß man eine neue Staatssammlung gründete, „in die gefährdete vaterländische Kunstdenkmale vor Untergang, Zerstörung und Verschleppung gesichert und durch öffentliche Aufstellung zur Kenntnis und Anschauung des Publikums gebracht werden sollten.“

Diese Sammlung war somit als ein wenn auch in seiner Art gehobenes Depot des Landeskonservators gedacht, in das vom Untergang bedrohtes Kunstgut verbracht werden sollte. Aber sie war auch aus dem Geiste der Zeit heraus geboren, deren erwachtes nationales Bewußtsein dazu drängte, die Vergangenheit der deutschen Stämme nicht mehr allein in den Zeugnissen der hohen Kunst, sondern gleichberechtigt auch der kulturgeschichtlichen Denkmale zu verzeichnen. Es war also *das historische Museum des Landes*, das im Jahre 1862 gegründet wurde. Bis zum Jahre 1873 war diese Sammlung gemäß ihrem ursprünglichen Gründungszweck dem Konservator der Kunst- und Altertumsdenkmale, dann zwanzig Jahre lang einer eigenen Direktion unterstellt. Schließlich aber (1892) wurden beide Direktionen, die der Altertümersammlung und die des Landeskonservatoriums, in einer Person vereinigt. Längst war die Altertümersammlung, vermehrt durch Kunstkabinett, Münzsammlung, Lapidarium und Antikensammlung, über ihren ursprünglichen Zweck hinausgewachsen und im Begriff, den Rang einer die Kultur des Landes repräsentierenden Sammlung zu erhalten. Schon 1912 erhob der damalige Leiter beider Institute die Frage, ob sie auf die Dauer vereinigt bleiben könnten, nachdem sie sich zu umfangreichen Betrieben entwickelt hatten. Tatsächlich hatte sich das Schwergewicht beider Einrichtungen längst zugunsten der Alter-

tümersammlung verschoben, ein Zustand, der noch deutlicher wurde, als nach dem ersten Weltkrieg diese durch Angliederung des Neuen Schlosses in Stuttgart und seiner kunstgeschichtlich bedeutsamen Einrichtung weiteren Zuwachs erhielt.

Es ist viel zu wenig bekannt, daß es damals Professor Dr. Goëßler war, der nicht nur die Selbständigkeit der Denkmalpflege wiederherstellte, sondern auch aus der Erkenntnis heraus, daß Natur und Volkstum zu den kostbarsten Gütern eines Volkes gehören, diese in den Schutz und die Pflege des Denkmalamtes mit einbezog.

Inzwischen hat die Entwicklung dieser Vorausschau im vollen Umfang recht gegeben: Der Naturschutz, erweitert zu dem Begriff der Landschaftspflege, ist einem eigenen Amt übertragen worden, das heute mehr als je notwendig in der Erziehung zur Ehrfurcht und Liebe zur Natur den Weg weist und das öffentliche Gewissen geworden ist im Kampfe gegen die gedankenlose Zerstörung der Natur um vermeintlicher Vorteile willen.

Nur wer diese Bemühungen mitgemacht hat, weiß, welcher Energie, Umsicht und Überzeugungskraft es bedurfte, den Gedanken des Denkmalschutzes so umfassend herauszustellen und ihn zu einer amtlichen Einrichtung zu machen, die sich nicht selten gegen Maßnahmen anderer Verwaltungen wenden mußte. Goëßler hat immer wieder betont, daß Denkmalpflege eine Sache der Gesinnung, ihre Wirksamkeit eine Frage der Erziehung, ihr Endziel aber ihre Selbstverständlichkeit im Sinne der Ehrfurcht vor den Leistungen der Menschen vor uns sein müsse.

Heute nach einem verlorenen Krieg sind wir von diesem Ziele noch meilenweit entfernt. Die Zerstörungen im Lande, der Zwang zur Ausnutzung eines eng begrenzten Heimatbodens, die Entwurzelung der Menschen hat uns um Jahrzehnte zurückgeworfen. So notwendig es auch ist, immer wieder auf den ethischen Kern des Denkmalschutzes hinzuweisen, so muß heute, wo der Wert der Überlieferung bei vielen fraglich geworden ist, die Forderung erhoben werden, der Denkmalpflege auch in Württemberg die gesetzlichen Grundlagen zu geben, wie sie andere deutsche Länder längst besitzen und damit zu vollenden, was nach dem ersten Weltkrieg so aussichtsvoll begonnen wurde.

Stand und Aufgaben der volkskundlichen Tätigkeit in Württemberg

Von Helmut Dölker

Was Männer wie Friedrich David Gräter, Ludwig Uhland, Ernst Meier, Anton Birlinger oder Michael Richard Buck erkundet und erkannt, was sie gedacht, geschrieben und gepredigt haben, ist in ihrem Heimatland auf fruchtbaren Boden gefallen. Nicht große Breiten konnten und wollten sie obenhin bestellen, sondern auf schmalen Feldern in die Tiefe pflügen. Deshalb haben sie keine unübersehbare Zahl von Jüngern nach sich gezogen. Zum Glück nicht, möchte man sagen; denn Volkskunde von großen Massen betrieben kann nicht zu der ihr gemäßen Tiefe kommen. Auch bloße Begeisterung für das Fach und Freude an seinem Inhalt genügen nicht dafür. Wissenschaftlicher Ernst, umfassende Kenntnisse und menschliche Reife müssen den Forscher ein Ziel erkennen, beharrliches Streben es erreichen lassen – wie in der Wissenschaft überhaupt, so auch in der Volkskunde. Diese Eigenschaften sind aber jeweils nur wenigen verliehen.

Mit der Sage, mit dem Lied, mit Sitte und Brauch, mit Sprache und Namen, mit Glauben und Abergläuben hatten sich jene beschäftigt, und die von ihnen ausgestreute Saat ging auf, am reichsten und für die Öffentlichkeit am ehesten sichtbar etwa im Schwäbischen Wörterbuch. Sind es hier Adelbert von Keller, Hermann Fischer und Wilhelm Pfeiderer, welche die Leistung vollbracht haben, so klingen auf anderen Teilgebieten der Volkskunde die Namen Karl Bohnenberger, Rudolf Kapff, Heinrich Höhn. Von den Grundsätzen jüngerer Wissenschaft ausgehend und mit ihren Methoden vertraut, haben sie planvoll und geschickt gesammelt und kenntnis- und gedankenreich dargestellt, was im Land umher an altem Volksgut noch greifbar war. Bei weitem nicht alles ist veröffentlicht, was sie zusammengetragen haben, und leider steht das Gedruckte an Stellen, die schon früher im allgemeinen nur dem Gelehrten zugänglich waren, heute fast überhaupt nicht mehr erreichbar sind.

Durch die fruchtbare Tätigkeit aller Genannten waren in Württemberg die geistig Führenden immerhin darauf aufmerksam geworden, was Volkskunde sei, und daß die Werte, mit denen sie es zu tun habe, zum Besten des Volks nicht übersehen werden dürften. So ist es verständlich, daß man hier sogar den Gedanken einer staatlichen Pflegestelle aufnahm, für die Peter

Goëßler eintrat und der er Anschluß und Unterkunft beim Landesamt für Denkmalpflege bereit hatte. Wie diese „Abteilung Volkstum“ entstand, wird an anderer Stelle des vorliegenden Heftes gesagt. Hier ist ein Wort über ihre grundsätzliche Bedeutung, ihre Aufgaben und ihre Tätigkeit am Platz.

In Württemberg konnte nun also Volkskunde in amtlichem Auftrag getrieben werden; August Lämmle wurde zum Leiter des neuen Amtes bestellt. Von diesem Mittelpunkt volkskundlichen Tuns aus ging die Anregung an die Helfer und Mitarbeiter im Land, das volkstümliche Gut aufzunehmen und an das Archiv des Amtes zu geben. Dort sollte es bewahrt und, soweit möglich, für die wissenschaftliche Verwertung zubereitet werden. Diese nehmende Seite wurde ergänzt durch eine gebende: von der Abteilung Volkstum sollten auf Grund ihrer Einsichten in den Stoff, wieder über die Helfer und Mitarbeiter, Einflüsse auf die Pflege des volkstümlichen Lebens ins Land hinausgehen. In den Dienst der Sache stellte sich bald auch die Monatsschrift „Württemberg“.

Bei der Beschränktheit der Mittel und der Kräfte ist es erstaunlich, was zusammengebracht und geleistet wurde. Der Überlieferung entsprechend baute August Lämmle, was die Sammlung betrifft, die Gebiete des Volkslieds, des Segen- und Heilspruchs und der Flurnamen vor anderem an, und er gab seinen Rat in unzähligen Fragen der Forschung und der praktischen Volkstumspflege – von der Veranstaltung von heimatlichen Festen und von Trachtentagen bis zum Spiel auf der Laienbühne.

Den Anstoß zu ausgedehnten Aufnahmen auf dem Weg über den Fragebogen, vor allem über Sitte und Brauch und Gegenständliches, gab von außerhalb des Landes her die Schaffung des „Atlas der deutschen Volkskunde“. Dadurch entstand bei der Abteilung Volkstum ein weiterer wertvoller Archivteil für Material aus Württemberg und Hohenzollern, und dieser wurde bald auch noch ergänzt durch reiche Gaben ähnlicher Art aus der Hand Karl Bohnenbergers in Tübingen.

Zusammenfassend läßt sich sagen: in den zwanziger Jahren und zu Beginn der dreißiger Jahre stand die volkskundliche Tätigkeit im Land auf dem festen Grund, den ihre großen Vertreter im 19. Jahrhundert geschaffen hatten; eine amtliche Sammel- und Pflege-

stätte von bescheidenem Ausmaß diente ihr, und da und dort hatte sie zuverlässige, fleißige Helfer. Im überkommenen Sinn beschäftigte sie sich mit der Aufnahme und Sammlung vorwiegend des Vergangenen und Vergehenden, dabei wiederum vorwiegend im ländlich-bäuerlichen Lebenskreis. Abgesehen von der philologisch betriebenen Flurnamen- und Mundartforschung durch Bohnenberger und seine Schüler, von der auch für die Volkskunde manches Brauchbare abfiel, und abgesehen von der Sagen- und Namenforschung Rudolf Kapffs, abgesehen auch von der monographischen Bearbeitung einzelner Oberämter in den Oberamtsbeschreibungen 2. Auflage durch Karl Bohnenberger fehlte es so gut wie ganz an wissenschaftlichen Arbeiten volkskundlicher Art. Die Jahre des Nationalsozialismus brachten die vollwertige Vertretung der Volkskunde an der Universität Tübingen, ihre Pflege an der Lehrerhochschule und ihre allerdings nicht immer sachverständige Ausbreitung in weitere Kreise. Für die einheimische Forschung und die allgemeine volkskundliche Tätigkeit trug alles zusammen leider wenig Frucht. Diese erlitt dazuhin gegen Ende der dreißiger Jahre dadurch schwere Einbuße, daß August Lämmle in den Ruhestand trat und somit die staatliche Pflegestelle verwaiste. Der Krieg brachte ohnehin alle Tätigkeit vollends zum Stillstand.

Nach 1945, als der „Landesstelle für Volkskunde“, wie das Amt seit der Arbeit für den Atlas der deutschen Volkskunde heißt, wieder ein Leiter bestellt wurde, zeigte es sich rasch, daß es beim Neuanfang nicht bloß darum ging, den Faden da aufzunehmen, wo er einige Jahre zuvor fallengelassen worden war. Zwar gab es keine Zweifel darüber, daß alle begonnenen Sammlungen mit Kraft fortzuführen seien und daß vor allem die Arbeit für das Württembergische Flurnamenarchiv so rasch wie möglich wieder in Gang gebracht werden müsse. Aber daneben drängte sich mit Macht die Frage auf – und das nicht etwa nur in Württemberg! –: haben wir in der Entwicklung nicht eine Grenzlinie überschritten? Ist es möglich, noch so weiterzumachen, wie es um die Zeit des 1. Weltkriegs geboten war? Haben sich die Verhältnisse nicht so sehr geändert, daß die Fragestellungen von damals nicht mehr die einzige gültigen sind? Den kritischen Einwänden der Gegner, die Volkskunde sei lebensfern und diene nur dem gefühlvollen Rückblick auf das Vergangene, schaffe einen rosafarbenen Dunst der Unwirklichkeit und könne deshalb ernstlich nicht mehr vertreten, in ihrem Tun nicht mehr gerechtfertigt werden – diesen Einwand mußten und müssen sich die Volkskundler nunmehr selbst machen.

Damit ist der Bericht über den Stand der volkskundlichen Tätigkeit in Württemberg – wiederum: nicht nur in Württemberg – zu Ende; denn was von der durch die Unsicherheit veranlaßten Besinnung über die Lage zu sagen ist, hat es nur mit den „Aufgaben der volkskundlichen Tätigkeit“ zu tun.

Die „Volkskunde“ in Württemberg läßt sich nicht losgelöst von der allgemeinen Volkskundeforschung (auch über das deutsche Sprachgebiet hinaus) betrachten und betreiben. Sie muß teilnehmen an dem Streben nach neuer Klärung der Grundbegriffe und der Bezeichnungen, nach neuer Abgrenzung gegen die Nachbarwissenschaften, nach Erkundung der zahlreichen Überschneidungen mit diesen, der gegenseitigen Bedürfnisse und Möglichkeiten. Die Kongresse nationaler und übernationaler Prägung geben ein Bild von der herrschenden Unruhe. Für die Deutschen eröffnete der Verband deutscher Vereine für Volkskunde im vergangenen Jahr die Besprechung der Fachvertreter mit seiner Tagung in Jugenheim an der Bergstraße¹. Eine bessere Zusammenfassung des Wesentlichen, als sie das Telegramm bietet, das Theodor Heuss als Schirmherr des Kongresses den Teilnehmern zur Begrüßung schickte, läßt sich kaum finden. Es lautet: „Der wissenschaftlichen Volkskunde sind heute neue und schwere Aufgaben gestellt, da die Erforschung und Darstellung des Gewesenen und Überlieferten mit der Erkenntnis einer aus gewandelten Voraussetzungen genährten Entwicklung sich durchringt. Dabei sollen realistische Nüchternheit und einfühlsame Phantasie sich begegnen.“

Wir erkennen, daß der Krieg von 1914-1918 im volkstümlichen Leben – auch unseres Landes – in vieler Hinsicht den Abschluß des Alten und den Beginn des Neuen bedeutet und daß dies in folgerichtiger Entwicklung zum Zustand von heute geführt hat. Die alten Bindungen der Gemeinschaft, ohne die es gesundes volkstümliches Leben nicht geben kann, sind weithin aufgelöst, aufgelöst bis zu ihrem tragenden Grund, dem Volkstum selbst. Vor unseren Augen bildet sich dieses aus Einheimischen und Verpflanzten aller Art neu. Unter solchen Umständen ist nicht zu erwarten, daß sich das altüberkommene Gut (Gegenständliches und Nichtgegenständliches) noch an vielen Stellen einigermaßen unversehrt greifen lasse. Alles, was noch vor einem Vierteljahrhundert aufgenommen werden konnte, ist bereits zur historischen Quelle geworden, auch die Aufnahmen für den Atlas der deutschen Volkskunde. Die Voraussetzungen haben sich gewandelt! Und dabei ist dieses erstaunliche (übrigens noch nicht abgeschlossene) Werk des Volkskundeatlas noch keineswegs wissen-

schaftlich ausgenutzt und verwertet! Unzählige lokalkundige Aufgaben der geschichtlichen Volkskundeforschung – auch für Württemberg – liegen hier vor. Das Nebeneinander der Kartendarstellung zwingt zur Vertiefung in sein Werden, das heißt, der Triumph der geographischen Methode und der Karte ruft den Historiker auf den Plan. Da verlaufen – es seien nur wenige Fälle aus Württemberg angezogen – die Abgrenzungen zum Beispiel der Wörter zur Benennung des weltlichen Erntefestes (Sichelhenke, Niederfallet, Erntegans, Abschneidbier, Schnithahn) oder der Erscheinung des Fastenfeuers oder der Heiligen gestalten am Martins- bzw. am Nikolaustag oder der Gesindewechseltermine teilweise so eigenartig, daß sie ohne die geschichtliche Erklärung unverstanden bleiben müssen. So gut wie in allen Fällen steht diese aber noch aus; und doch müßte auch dem Historiker daran gelegen sein, zu erfahren, welche Anregungen und Hinweise ihm die Volkskunde etwa im Hinblick auf Territorialgrenzen, auf Kulturmittelpunkte und -räume und ihre Ausstrahlungen und für die Kenntnis des volkstümlichen Lebens früherer Jahrhunderte geben kann.

Immer bewegt sich damit das Gespräch aber noch um das Vergangene. Die Volkskunde wird sich „die Erforschung und Darstellung des Gewesenen und Überlieferten“ auch stets angelegen sein lassen. Aber sie darf dabei die „gewandelten Voraussetzungen“ nicht übersehen und weiß, daß sie im Augenblick keine wichtige Aufgabe haben kann als die, die Formen des volkstümlichen Lebens des gegenwärtigen Alltags als Ausprägung und Zeugnis des Wandels im Volkstum zu beobachten und aufzunehmen. Diesen Wandel erleben wir mit; wir stehen selbst mitten darin.

Glücklicherweise gibt das Schicksal nicht jedem Geschlecht die leidvolle Möglichkeit, selbst mitwirkender Zeuge der Neubildung des Volkes und der volkstümlichen Kultur zu werden, die Mischung der volkstümlichen Güter aus allen Gebieten des Lebens auf den verschiedenen Stufen der Anziehung und der Abstoßung, des Ausgleichs und der Vernichtung mit ansehen zu müssen. Da die Wissenschaft ihre Aufgabe erkennt, wäre es ein Vergehen gegen die künftige Forschung, wenn sie sich nicht mit allen Kräften und Mitteln (unter voller Ausnutzung auch der technischen) bemühte, ihr einwandfreie Beobachtungen und Aufnahmen zu schaffen und zu hinterlassen. Es wäre ihr nicht bloß eine Aufgabe, sondern eine dringende Pflicht, auf längere Zeit hin etwa alle drei bis fünf Jahre regelmäßig Aufnahmen durchzuführen, um Kraft, Art, Tiefe und Zeitmaß der Durchdringung festzustellen. Die Probleme werden je nach Land-

schaft und angestammtem Volkstum auf der einen Seite, nach Wesen und Stärke des Andringens von außen her auf der anderen verschieden sein, und die Ergebnisse einer solchen Untersuchung in Württemberg würden sich wohl nicht unwe sentlich unterscheiden von denen etwa in Schleswig-Holstein oder in Bayern. Gerade dadurch aber hätten sie allein schon wieder hohe Bedeutung für die Volkskunde, ganz abgesehen von dem sachlichen Ertrag im einzelnen. Mit einem Schlag hat die Zeit die Fragen der volkskundlichen Forschung und Tätigkeit neu gestellt. So zahlreich, so gewichtig und vor allem so dringend sind die Aufgaben, daß es schwer ist, ihre Lösung überhaupt für möglich zu halten und daran zu glauben. Selbst wenn die Mittel in reichem Maße zur Verfügung ständen – bedauerlicherweise tun sie es vorerst noch nicht –, wären dann die geeigneten Kräfte zur Hand? Nicht jeder, auch wenn er guten Willens ist, wird bei so schwierigen und wenig herkömmlichen Aufgaben zum Ziel kommen. Mancher wird es kaum fertigbringen, sich von aller Voreingenommenheit (psychologisch wohlverständlich) des Mitlebenden für die eine oder die andere Partei frei zu machen. „Realistische Nüchternheit und einfühlsame Phantasie“ müssen sich in diesem Fall nicht erst bei der Auswertung, sondern schon bei der Beobachtung und Sammlung begegnen. Trotz allem wird man an der Aufgabe nicht verzweifeln dürfen. Sie ist zu einzigartig, und sie verspricht zu hohen Gewinn, als daß man dafür nicht alles tun müßte, was man, auch in bescheidenem Maße, nur kann. Welche Einblicke in das Werden und Wachsen eines Volks und seiner Kultur müßten sich daraus ergeben! Welche Bereicherung für die Erforschung früherer Volksmischungen!

Nicht bloß psychologische Eignung, auch ein hohes Maß von vielseitigen Kenntnissen setzt die Arbeit voraus. Sie wird sich zu befassen haben mit allen greifbaren wie mit allen ungreifbaren Gütern, unter diesen wesentlich mit der Sprache – vielleicht noch mehr vom volkssprachlichen Gesichtspunkt als vom philologischen aus –, mit Sage und Erzählung, mit Kindervers, Lied und Spruch, mit Sitte und Brauch im weitesten Sinn, mit Glauben und „Beiglauben“.

Bei der Arbeit wird sich ergeben, daß es nicht allein um die Volksmischung zwischen Einheimischen und Zugezogenen geht, sondern auch um die gesellschaftliche Umschichtung innerhalb der Alteingesessenen, um die „Volkskunde“ der verschiedenen Berufs- und Tätigkeitsgruppen und -gemeinschaften und um die des Kleinstädters und des Großstädters – so gut wie nichts von allem ist bisher in Württemberg wissen-

schaftlich angefaßt worden (nur mit dem Schäfer hat sich Th. Hornberger ausgiebig und erfolgreich beschäftigt; Veröffentlichung steht noch aus).

Mit Grund mag die Frage gestellt werden, ob es denn solches heute geben könne, wo doch weiter oben die Rede davon war, daß die alten Bindungen der Gemeinschaft, ohne die gesundes volkstümliches Leben nicht zu denken ist, weithin aufgelöst seien. Gerade darin aber liegt eine weitere Aufgabe, nämlich die, zu erkunden, ob und wie sich an Stelle der alten Bindungen, die wir vorzüglich nur im bäuerlichen Lebenskreis zu sehen gewohnt sind, neue bilden. Wenn die Anzeichen nicht trügen, scheinen sie sich tatsächlich allenthalben langsam zu entwickeln, und zwar vermutlich bei allen Ständen und Schichten, auch wieder bei den Bauern (Landjugend!).

Wenn nun auch noch von neuen Möglichkeiten der Volkskundeforschung gesprochen werden darf, die sich im hergebrachten Aufgabenkreis aus einer Änderung des Blickpunkts ergeben, so wäre dabei vor allem auf die Gebiete der Sprach- und der Namensforschung hinzuweisen. Beide haben reiche Ergebnisse zu erwarten, wenn sie nicht bloß unter philosophischem, sondern auch unter ausdrücklich und deutlich volkskundlichem Gesichtspunkt betrieben und wenn dabei neben den gegenwärtigen auch die vergangenen Stufen in die Beobachtung einbezogen werden.

Für die Bearbeitung der „Aufgaben der volkskundlichen Tätigkeit in Württemberg“, die hier umrissen wurden, liegen bereits vielversprechende Ansätze, zum Teil bestimmte Pläne vor. In einem Arbeitskreis von Volkskundlern aus Württemberg, der sich, getragen vom Schwäbischen Heimatbund, um die „Landesstelle für Volkskunde“ gebildet hat, bemüht man sich neben anderem (vgl. den in Fortsetzungen in dieser Zeitschrift erscheinenden „Wegweiser für die heimatliche Volkskunde“) ernstlich auch um die Klärung aller die volkskundliche Tätigkeit im Land heute betreffenden Fragen. Einzelne hervorragende Glieder des Kreises wirken in ihrer eigenen Umgebung im gleichen Sinn weiter. Alles bedeutet nur einen Anfang; aber es ist beglückend, zu wissen, daß Kräfte, die den neuen Fragestellungen gegenüber offen und zu selbständiger Leistung fähig sind, bereit stehen, um zu gegebener Zeit und Gelegenheit Ausbildung und Weiterbildung anderer Helfer zu übernehmen. Solche gibt es bereits, vor allem unter den Volksschullehrern; ihrer Fachbildung dienen vorläufig nur gelegentliche Volkskundelehrgänge auf der Pädagogischen Akademie Comburg. Daß auch die Universität Tübingen wieder wenigstens bescheidene

Schritte in der Pflege der Volkskunde tut und daß das dortige Ludwig Uhland-Institut eng mit der Landesstelle für Volkskunde zusammenarbeitet, ist hier wichtig zu erwähnen.

Nach all dem Gesagten, wobei das „Neue“ so sehr hervorgehoben wurde, möge nun aber nicht die Meinung aufkommen, daß die bisher gepflegte Volkskunde als überholt beiseite geschoben, als ob das Vergangene dem Gegenwärtigen zum Opfer gebracht werde. Das wäre ein Mißverständnis. Und es wäre auch falsch, wenn man glaubte, die Volkskunde, die sich vorwiegend mit dem Bäuerlichen befaßt, werde in ihrem Wert verkannt. Sobald der Volkskundler nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Pflege des volkstümlichen Lebens im Auge hat, wird er wohl zu unterscheiden wissen zwischen dem Gewicht der Erscheinungen des durch lange Überlieferung gehaltvollen und gefestigten ländlich-bäuerlichen Lebens alter Art und dem der Tatsachen des noch unfesten, mehr oberflächlichen städtisch-industriellen. Und er wird, auch wenn er den Blick nicht von den volkstümlichen Lebensformen der Industriemenschen und der Städter abwenden darf, dort seine Leitbilder sehen, wo die tieferen Kräfte wirken, wo man nicht nur um Bräuche, sondern um Sitte weiß.

Die neuen Aufgaben, welche die Gegenwart stellt, sollen nicht die alten verdrängen oder gar aufheben. Sie müssen selbst auch geschichtsbewußt angefaßt und zur Lösung geführt werden, wenn sie sinnvoll und berechtigt sein sollen. Historische Volkskundeforschung tut genau so not wie Gegenwartsbeobachtung. Auf beiden Straßen, die in gegenseitiger Reich- und Sehweite nebeneinander hergehen und zum gleichen Ziel führen müssen, soll die Volkskunde fahren. Erst aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Land und Stadt, aus Bauer und Arbeiter, aus hoch und nieder, aus einheimisch und zugewandert und aus allen entsprechenden Äußerungen und Formen des volkstümlichen Lebens in ihren vielseitigen Verschlingungen und Verknotungen kann sich das Bild des Volkes ergeben. Dieses in seinem Wesen zu erkennen, ist seit Wilhelm Heinrich Riehl das Ziel der Volkskunde. Damit ist unsere Wissenschaft gerade für die Gegenwart aber von so hoher Bedeutung, daß es einem kaum mehr einleuchten will, wenn sie für den Unterricht weder in der Schule noch in der Lehrerbildung noch auf der Universität – zum dritten Mal: nicht nur in Württemberg! – in ihrem Bildungswert und ihrer Bildungskraft richtig und voll erkannt und anerkannt ist und darin nicht die ihr zukommende Rolle spielen darf in einer Zeit, in der man

überall die „Gemeinschaftskunde“ auf den Schild erhoben hat. Welcher Grundstein wäre für deren idealen Bau sicherer und tragfähiger als die Volkskunde? Denn „die Kenntnis des Volkes sollte aller Staatsweisheit Anfang sein“ (W. H. Riehl).

¹ Die Wiedergabe und Zusammenfassung der auf dem Kongreß gehaltenen Vorträge und Referate liegt als

Manuskriptdruck vor unter dem Titel „Bericht über den Allgemeinen volkskundlichen Kongreß (7. Deutscher Volkskundetag) des Verbands deutscher Vereine für Volkskunde in Jugendheim an der Bergstraße – 28. bis 31. März 1951“. In dem Bericht sind die grundlegenden Ausführungen von Walter Wiora, „Die Stellung der Volkskunde im Kreise der Geisteswissenschaften“ ungenutzt abgedruckt. Bezug über den Verband deutscher Vereine für Volkskunde, Stuttgart N, Hegelplatz 1; Unkostenbeitrag DM 3.40 (einschl. Versandkosten).

Naturschutz und Landschaftspflege in Württemberg

Von Hans Schwenkel

Geschichtliche Vorbemerkungen

Der Naturschutzgedanke ist uralt und wohl bei allen Völkern zu finden, wenn auch nach Sinn und Motiven verschieden und von unserer heutigen Auffassung abweichend. In den Bäumen wurde die Gottheit verehrt. Bestimmte Tiere waren heilig und durften daher nicht getötet werden. Sehr früh wird eine Art Naturschutz in alten Holzordnungen auch mit forstlichen und jagdlichen Interessen begründet. Beweggründe nichtwirtschaftlicher Natur treten zurück. Doch wird der Vogelschutz schon 1335 oder zu Luthers Zeiten mit dem Vogelgesang begründet, wobei die Nachtigall stark bevorzugt erscheint. Auch das maßlose Verwenden von Blumen und Waldgrün bei Hochzeiten und anderen Festen wird schon im 17. Jahrhundert behördlich bekämpft. Daß die Bäume und Dammhecken vor dem Wetter schützen, ist schon sehr früh erkannt worden. Es wird aber auch gesagt, daß sie dem Gut „zur Zierde gereichen“. Grenzbäume stehen unter öffentlichem Schutz. Alexander von Humboldt gebraucht 1814 das Wort „Naturdenkmal“ schon etwa in unserem heutigen Sinn als einer Urkunde der schaffenden Natur, die aus Ehrfurcht Erhaltung verdient. Der Schutz der Vogelwelt und der Fledermäuse aus Gründen der Nützlichkeit vor allem im Wald wird um 1800 von der Herrschaft Schmalkalden angeordnet. Und 1801 erklärt J. M. Bechstein: „Ausrottung einer Tierart steht uns Menschen nicht zu.“ Hier tritt also der Gedanke der Achtung und Ehrfurcht vor den Geschöpfen deutlich hervor. Daß aber meist der Gedanke der Nützlichkeit für den Schutz maßgebend war, unterliegt keinem Zweifel. Erst nach und nach wird erkannt und ausgesprochen, daß im Naturganzen jedes Tier seinen Platz einnimmt, auch zum Beispiel die „Raubvögel“ und „Fischfeinde“, und daß es kein Tier gibt, das nur schädlich oder nur nützlich ist. Wie denn überhaupt die Bewertung der Tiere vom Standpunkt der Nützlichkeit für den Menschen mehr und mehr abgelehnt wird (1873 „Gefiederte Welt“), unbeschadet der Lebensansprüche des Menschen. 1875 wird der „Deutsche Verein zum Schutze der Vogelwelt“ begründet (E. v. Schlechtental), der für

die Erhaltung der Vogelwelt und für die Schaffung oder Erhaltung der Brutstätten eintritt. Es war aber damals noch ein Wagnis, auf die Schönheit der Raubvögel – sonst kurz Raubzeug genannt – hinzuweisen. Die Tierschutzvereine lehnten 1884 den Schutz der Raubvögel ab. Nur die Singvögel waren dessen würdig. – Der Schutz des Bibern wurde 1836 und 1856 für die Provinz Sachsen ausgesprochen.

Der Gedanke, „Natroasen“ oder „Freistätten der Natur“ zu schaffen, ist ebenfalls schon sehr alt. Die Schriften von Adalbert Stifter, besonders sein „Nachsommer“, lassen überall den Naturschutzgedanken erkennen. Schon im letzten Jahrhundert entstanden in Deutschland Naturschutzgebiete (Drachenfels bei Bonn 1829, Urwald am Kubany 1858, Teufelsmauer bei Thale 1852). Die Reiherhalde Morstein der Herren von Crailsheim steht seit dem Mittelalter unter Schutz; ihre Reiher dienten einstens der Falkenjagd. Daß besonders schöne und alte Bäume von jeher durch Forstleute erhalten wurden, steht fest. Selbst für die Erhaltung des Laubwaldes erheben sich schon 1839 und 1845 gewichtige Stimmen (W. Pfeil). Den größten Weitblick bewies aber zweifellos W. H. Riehl (1853 „Land und Leute“). Er sprach vom „Recht der Wildnis“ neben dem kultivierten Feldland (wir sagen heute neben der „Kulturlandschaft“), und zwar sprach er als Sozialpolitiker.

Man sieht, daß die Motive der Nützlichkeit und die der Ehrfurcht, der Schönheit und der Wissenschaft bald getrennt, bald miteinander auftreten, um den Schutz der Tiere und Pflanzen, der Naturdenkmale und der „Wildnis“, ja der Landschaft zu begründen, während von Forderungen an die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen vor 1850 kaum die Rede ist. Nur Klagen über das Dahinschwinden von natürlichen Wäldern und Mooren, von Heiden und Dünen werden laut. Selbst bei Ernst Rudorff, dem Begründer des heutigen Heimatschutzes (1897), der sich schon 1880 sehr gründlich auch mit dem Verhältnis des Menschen zur Natur auseinandersetzte, ist nur vom „Schutz des Landschaftsbildes einschließlich der Ruinen“ die Rede. Und noch 1914 tritt in der Satzung

des Deutschen Bundes Heimatschutz das Wort „Gestaltung“ oder „Pflege“ der Landschaft nicht auf.

Zunächst werden die Gedanken des Naturschutzes in Preußen in der Form der „Naturdenkmalpflege“ aufgegriffen. Der Abgeordnete Wilhelm Wetekamp brachte schon 1898 die Frage des Naturschutzes im Preußischen Landtag zur Sprache. Seiner Unterstützung verdankt Hugo Conwentz, daß sein Forstbotanisches Merkbuch der Provinz Westpreußen gedruckt und verbreitet, und daß in Danzig, wo Conwentz Museumsdirektor war, 1906 die „Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen“ begründet wurde, die 1910 nach Berlin übersiedelte. Für Conwentz war 1909 ein Hauptamt für Naturdenkmale geschaffen worden.

Dies war für den deutschen Naturschutz von entscheidender Bedeutung. Es entstanden nach dem Vorgang von Westpreußen weitere ähnliche „Forstbotanische Merkbücher“ oder Baumbücher, so in Württemberg das „Schwäbische Baumbuch“ von O. Feucht. Diese Bücher waren, wenn auch nicht erschöpfend, in gewissem Sinn Inventare der Baudenkmale in den jeweiligen Gebieten. Aufrüttelnd und bahnbrechend wirkte die Schrift von Conwentz „Die Gefährdung der Naturdenkmale und Vorschläge zu ihrer Erhaltung“ (in vier Auflagen 1904 bis 1911). Daß die Irrblöcke der Eiszeit als Naturdenkmale anzusprechen und zu schützen sind, hatten schon vorher zwei württembergische Geologen Albert Steudel (1867) und Dr. K. Miller (1881) ausgesprochen. Als Aufgabe wurde der Staatlichen Stelle für Naturschutz in Preußen die Ermittlung, Beobachtung und der Schutz der Naturdenkmale gestellt. Die Kunstdenkmalpflege hat diese Bezeichnung, die sich bald als zu eng erwies, veranlaßt. Die „Beiträge zur Naturdenkmalpflege“ beweisen, daß Conwentz tatsächlich sehr früh den Begriff „Naturdenkmalpflege“ selbst sprengte und sich allgemein den Schutz der Natur zur Aufgabe mache. Im übrigen Deutschland sprach man von Anfang an von Naturschutz oder Naturpflege. Erst 1935 wurde in Berlin für die Staatliche Stelle für Naturdenkmale in Preußen die Reichsstelle für Naturschutz begründet. Auch die Worte: Naturschutzgebiet, Freistätte, Reservat, Naturoase, Schonrevier, Nationalpark, Staatspark, Naturschutzpark für urwüchsige Naturgebiete wurden aufgegriffen. Die Bezeichnung Naturschutzgebiet als Oberbegriff bürgerte sich ein.

Württemberg geht mit

Auch in Württemberg horchte man um die Jahrhundertwende auf, als die Worte Naturdenkmalpflege und Heimatschutz erklangen. Frau Lina Hähnle gründete den Bund für Vogelschutz in Stuttgart im Jahre 1899. Der Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern entstand 1909. Das Kultministerium errichtete 1909 den halbstaatlichen Württ. Landesausschuß für Natur- und Heimatschutz, dessen Geschäftsführer von 1909 bis 1920 Prof. Dr. Eifert war. Vortübergehend wurde Prof. Dr. Eifert um 1912 durch den damaligen Forst-

assessor Otto Feucht vertreten. Beim Landesausschuß standen die Fragen des Heimatschutzes, der Friedhofsgestaltung und des Bauwesens im Vordergrund, doch wurden Naturschutzfragen keineswegs vernachlässigt. Das Vortragswesen war gut organisiert, Alb- und Schwarzwaldverein arbeiteten mit, das Landeskonseratorium, das Naturalienkabinett, die Beratungsstelle für das Baugewerbe wurden beratend zugezogen. Richtlinien über bestimmte Aufgaben der Landschaftspflege wurden hinausgegeben. Somit war ein guter Grund für die Weiterarbeit gelegt. Und dies um so mehr, als von Seiten der Württ. Forstdirektion die Naturschutzarbeit lebhaft aufgegriffen wurde. Die Forstämter wurden 1909 angewiesen, die Naturdenkmäler aufzunehmen. 1911 gab die Forstdirektion, wie schon gesagt, das „Schwäbische Baumbuch“ heraus und 1912 das schöne Werk „Württembergs Pflanzenwelt“ mit 138 Vegetationsbildern nach der Natur mit einer pflanzengeographischen Einführung von Otto Feucht. Um dieselbe Zeit begann der Bund für Vogelschutz, angeregt durch Oberförster Staudacher, Buchau, mit dem Aufkauf von Grundstücken am Federsee. 1911 wurden 45 Hektar erworben. Über das Federseegebiet erschien dann 1923 eine größere wissenschaftliche Untersuchung in den „Beiträgen zur Naturdenkmalpflege“ Bd. VIII Berlin. Auch kleinere Naturschutzgebiete wurden vom Bund für Vogelschutz käuflich erworben oder gepachtet. Im gleichen Jahr 1911 wurde von der Württ. Staatsforstverwaltung (Präsident Wagner) der Wildsee in der Schönmünz nahe der Hornisgrinde mit den angrenzenden Urwäldern unter Schutz gestellt.

Die Gründung des Vereins Naturschutzpark im Jahre 1909 soll in diesem Zusammenhang auch erwähnt werden. Er stellte sich die Aufgabe, große Nationalparke in der Lüneburger Heide und den Salzburger Alpen durch Aufkauf zu schaffen, ein Ziel, das bis heute nur teilweise erreicht ist.

Im Jahr 1920 wurde das Landesamt für Denkmalpflege mit seinen sechs Abteilungen unter Prof. Dr. P. Goëßler gegründet. Eine dieser Abteilungen hieß „Natur und Landschaft“. Ihr Leiter war der Direktor der Württ. Naturaliensammlung, Dr. Martin Schmidt. Es zeigte sich aber, daß die umfassende Aufgabe des Naturschutzes nicht nebenamtlich befriedigend bearbeitet werden konnte. So wurde der Verfasser dieses Aufsatzes am 1. Dezember 1922 in das Landesamt für Denkmalpflege berufen, um die Abteilung „Naturschutz“ aufzubauen. Zunächst war der Auftrag mit der Verpflichtung zur Mitarbeit bei der Württ. Bildstelle verbunden, die aber später zurückgezogen wurde. Erst seit 1. Dezember 1924 konnte er sich ganz den neuen Aufgaben widmen. Es galt zunächst, sich mit dem Schrifttum und dem Stand der Naturschutzarbeit vertraut zu machen. Eine willkommene Anregung gab dazu das Buch von Forstmeister Otto Feucht „Der Naturschutz in Württemberg, Aufgaben und Möglichkeiten“ vom Sommer 1922. Dem Abschnitt über Naturschutz folgen Ausführungen über die Eingriffe der Wirtschaft und des Bauwesens in die Landschaft. Wertvolle

Anregungen gab sodann auch ein Buch von Eugen Gradmann „Heimatschutz und Landschaftspflege“, Stredker & Schröder 1910. Die stärksten Impulse gingen aber von Paul Schultze-Naumburgs „Kulturarbeiten“ aus. Um 1922 erschien „Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen“ in zweiter Auflage. Es war somit kein Wunder, daß in den Veröffentlichungen der Landesstelle für Naturschutz, Heft 2, bereits von mir die programmatischen Sätze enthalten sind:

„Unter Naturschutz im weiteren Sinne verstehen wir die Erhaltung und Pflege der gesamten Landschaft einschließlich der Tier- und Pflanzenwelt, soweit es sich um überkommene, naturgegebene oder in Verbindung mit unserer Kultur in der Landschaft entstandene Wesenszüge der Heimat handelt. Es gehören also unter diesen Begriff auch alle die vom Menschen aus wirtschaftlichen, sozialen, hygienischen und religiösen Gründen vorgenommenen Eingriffe in das Landschaftsbild und die sich hieran anschließenden Gestaltungen, also das gesamte Gebiet der Landschaftspflege.“

Dieses Programm wurde dann in einer besonderen Schrift, „Naturschutz und Landschaftspflege“, 1927, Ernst Klett, Stuttgart, weiter ausgeführt und begründet. In diesem Heft ist wohl erstmals von einer staatlichen Stelle für Naturschutz die gesamte Landschaftspflege als Aufgabe des Naturschutzes bezeichnet.

Kurz nach der Übernahme der Abteilung Naturschutz nahm ich die Verbindung mit dem Bund für Heimatschutz und dem Verein für Vaterländische Naturkunde auf, was sich als sehr fruchtbar erwies. Beide Vereine erwarben auch später schutzwürdige Naturgebiete und förderten die Sache des Naturschutzes.

Die Abteilung Naturschutz des Landesamts für Denkmalpflege wurde vom Direktor des Landesamts, Prof. Dr. Goßler, mit großem Verständnis gefördert. Der Ausbau der Organisation in den einzelnen Oberämtern erfolgte in Verbindung mit den Pflegschaften des Landesamts für Denkmalpflege derart, daß nach dem Erscheinen des Reichsnaturschutzgesetzes 1935 die vom Gesetz geforderten Kreisstellen für Naturschutz bereits fertig standen.

Noch ohne Naturschutzgesetz

Die gesetzlichen Handhaben für die Durchführung des Naturschutzes waren damals ganz unzureichend. Das Kultministerium machte mehrere Anläufe, um ein württembergisches Naturschutzgesetz zustande zu bringen und dem Artikel 150 der damaligen Verfassung des Deutschen Reiches Rechnung zu tragen: „Die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie die Landschaft genießen den Schutz und die Pflege des Staates.“ Einer wirkungsvollen Naturschutzgesetzgebung stand die Überbetonung des Privateigentums entgegen, nach der schon eine Beschränkung des Verfügungsrights als entschädigungspflichtige Enteignung galt. Somit konnte sich der Naturschutz nur auf das Reichsvogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908, das vorwiegend wirtschaftlich einge-

stellte war, auf die Württ. Verfügung zum Schutze von Vögeln vom 30. Juli 1914, auf den Erlass der Forstdirektion betr. Schutz seltener Pflanzen und Überwachung des Kräutersammelns vom 20. März 1923, auf die Verordnung über die Hegezeit des Wildes, auf einzelne Bestimmungen des Fischereigesetzes, auf ein Gesetz zum Schutze des Maulwurfs vom 31. März 1920, auf Art. 6 und 16 des Württ. Forststrafgesetzes vom 2. September 1879, auf Art. 22 und 25 des Württ. Forstpolizeigesetzes von 1902, auf einige Bestimmungen des Württ. Wasser gesetzes und der Württ. Gemeindeordnung sowie auf die Württ. Bauordnung von 1910, Art. 11, 97 und 98 beziehen. Dies alles war recht unbefriedigend, da das öffentliche Interesse an der Natur entschieden zu kurz kam. Naturschutzzwecke waren nicht als allgemeine Staatszwecke anerkannt. Im Grunde genommen kannten Feldbereinigungsgesetz und Wassergesetz keinen Naturschutz und keine Landschaftspflege. Die Abteilung Naturschutz des Landesamts für Denkmalpflege mußte sich im wesentlichen auf aufklärende Arbeit und auf die Zusammenarbeit mit der Forstverwaltung beschränken. – Im Jahr 1925 beteiligte sich die Staatliche Stelle für Naturschutz an der Deutschen Jagdausstellung in Stuttgart, auf der die Schutzwürdigkeit bestimmter Tierarten zur Darstellung gebracht wurde.

Mit der Staatlichen Naturdenkmalpflege in Preußen (Prof. Dr. Walther Schoenichen) trat die Württ. Landesstelle 1923 in nahe Verbindung und regelmäßigen Gedankenaustausch. Sie nahm auch an den Jahresversammlungen der Preußischen Kommissare in Berlin teil und erhielt auf allen Gebieten Anregungen.

Die Schaffung von Naturschutzgebieten auf gesetzlicher Grundlage war nicht möglich. Um so erfreulicher war es, daß die Forstverwaltung aus eigenem Antrieb bestimmte staatliche Gebiete von sich aus unter Naturschutz stellte. Der Bund für Vogelschutz pachtete den Stiegeleifels, der Schwäb. Albverein kaufte 1931 einige Grundstücke im Schopflocher Törfmoor auf und schützte dadurch die noch vorhandenen Hochmoorreste, soweit sie nicht unerlaubterweise abgebaut oder mutwillig durch Brand beschädigt werden.

Der Kampf um die Erhaltung der Geifitze bei Onstmettingen ging zu Ungunsten des Naturschutzes aus. Dabei hat sich später herausgestellt, daß die Entwässerung und Kultivierung ein kostspieliger Mißerfolg war. Im Jahr 1923 wurden die Abhänge des Hohentwiel aus der Verwaltung der Bauabteilung des Finanzministeriums herausgenommen und unter die Verwaltung der Forstdirektion Stuttgart gestellt. Gleichzeitig wurden die Abhänge des Phonolithberges zum Banngebiet erklärt. Alle Eingriffe in den Bestand des Schutzgebiets, auch die Lese- oder Dürholznutzung sowie die Weidenutzung wurden verboten.

Forstmeister Otto Feucht bemühte sich um den Schutz einiger staatlicher Riede in Oberschwaben, wie Riedschachen, Hinterfeldried und Allgaier Riedle bei Schussenried, vor allem aber um das einzigartige Brunnenholzried

in der Nähe von Waldsee. Mit Erlaß vom 25. September 1934 sprach die Forstdirektion den Schutz dieser Gebiete aus. Später kam ein Stück urwüchsigen Waldes von drei Hektar Größe im Untereck bei Balingen hinzu.

Die Staatliche Stelle für Naturschutz, wie sich die Abteilung Naturschutz nannte, machte dem Vorstand des Landesamts für Denkmalpflege schon im Jahr 1924 den Vorschlag, ein kleines Jahrbuch herauszugeben, in dem fortlaufend über die Arbeit der Landesstelle berichtet, die Mitarbeiter auf dem Land mit den Aufgaben des Naturschutzes vertraut gemacht, wichtige Vorgänge festgehalten und nicht zuletzt wissenschaftliche Untersuchungen über uralte Gebiete, über Pflanzen- und Tierwelt veröffentlicht sowie Fragen der Landschaftspflege erörtert wurden. Prof. Goëßler war großzügig genug, um diesem Unternehmen zuzustimmen. Auf Grund einer Vereinbarung mit dem Verein für vaterländische Naturkunde wurden diese Hefte den Mitgliedern des Vereins zum Jahresheft beigegeben und später in das Jahresheft als besonderer Teil eingebunden. Schon Heft 2 dieser Veröffentlichungen berichtet über acht Naturschutzgebiete im Staatsbesitz und sieben Naturschutzgebiete in Gemeinde- oder Privatbesitz. Unter letzteren ist besonders die 25 Hektar große Kuppe des Volkmarstbergs der Gemeinde Oberkochen zu erwähnen sowie der Schleifertobel bei Isny, der aber später leider abgeholtzt worden ist.

Es würde zu weit führen, auf Einzelheiten auf dem Gebiete der Landschaftspflege einzugehen. Aber schon damals kümmerte sich die Landesstelle um Steinbruchanlagen und um die Führung von Starkstromleitungen, um Wasserbausachen, um Verkehrsanlagen, Meliorationen und Wasserwirtschaft, um Landschaftsreklame und Bauten in der Landschaft, um Friedhöfe und anderes.

Unter den Veröffentlichungen der Staatlichen Stelle für Naturschutz sind Untersuchungen von Dr. Karl Bertsch über Moore und über unsere Flora besonders zahlreich. Die neue Forschungsmethode der Pollenanalyse führte zu besonders interessanten wald- und siedlungsgeschichtlichen Ergebnissen. Überraschend war der Nachweis mit Hilfe der Torfreste der Schopflocher Torfgrube und bei Heilbronn, daß der Wald in der Eiszeit auf der Alb und selbst im Unterland verdrängt war. Ohne die erhaltenen Torfreste hätten diese Ergebnisse nicht erzielt werden können. In Heft 4 (1928) der Veröffentlichungen wurde bereits die Bedeutung des Naturschutzes für die Volkswirtschaft nachgewiesen und die Frage der Gestaltung des Flurbildes vom Herausgeber selbst behandelt, die Heckenfeindlichkeit der Bauern bedauert und auf die Bedeutung der Hecken zur Verbesserung des Kleinklimas hingewiesen.

In Heft 7 (1931) wurde eine vorläufige wissenschaftliche Untersuchung des Hohentwils sowie weitere Beiträge zur Waldgeschichte von Dr. Karl Bertsch veröffentlicht.

Heft 8 (1932) gab eine ausführliche Schilderung der Schopflocher Torfgrube, der Entstehung des Moores, der Flora von heute und der Geschichte des Torfstiches. Die Zusammenarbeit mit Forstmeister Richard Lohrmann,

Forstamt Tuttlingen, später Oberforstrat in der Forstdirektion, und die stetige Fühlungnahme mit Forstmeister Otto Feucht, Prof. Dr. Wilhelm Kreh, Dr. Albrecht Faber, Hauptkonservator Dr. Lindner, Forstmeister Otto Linck, Hermann Häbner, trugen zur Förderung der Naturschutzarbeit bei. Mit Prof. Dr. Schoenichen zusammen griff die Staatliche Stelle für Naturschutz die *Pflanzensoziologie* nach Braun-Blanquet auf und machte viele Botaniker mit dieser außerordentlich wichtigen Arbeitsweise schon 1928 bekannt, ehe sich die Hochschulen dafür interessierten. Heft 11 (1935) gab vor Erscheinen des Reichsnaturschutzgesetzes einen nochmaligen Überblick über die württembergischen Naturschutzgebiete. Es konnten dabei schon 36 an der Zahl aufgeführt werden. Es wurde damals schon ein Versuch gemacht, den verschiedenen Sinn der einzelnen Naturschutzgebiete darzulegen und auf einer Karte darzustellen, um zu zeigen, daß man sich bei jedem Naturschutzgebiet darüber klar sein muß, was man dabei erreichen will. Es ist ein Unterschied, ob man einen Ausschnitt einer Urlandschaft oder einer Kulturlandschaft in ihrem bisherigen Zustand erhalten will. Dann müssen auch die Bedingungen erhalten werden, an die der jetzige Zustand geknüpft ist.

Seit 1934 arbeitete auf dem Gebiet der Vogelkunde und des Vogelschutzes Dr. Hans Löbtl in der Landesstelle mit.

Auf der Basis des Reichsnaturschutzgesetzes von 1935

Der Wendepunkt in der Naturschutzarbeit trat mit dem *Reichsnaturschutzgesetz* vom 26. Juni 1935 und der Durchführungsverordnung vom 31. Oktober 1935 ein. Um die Mitglieder des Vereins für vaterl. Naturkunde und die Mitarbeiter der Landesstelle sowie alle Freunde mit dem Naturschutzgesetz vertraut zu machen, wurde dieses samt Erläuterungen in Heft 12 und damit in das Jahresheft des Vereins für vaterl. Naturkunde 1935 aufgenommen. Die Abteilung Naturschutz des Landesamts für Denkmalpflege führte nun den Namen „Württ. Landesstelle für Naturschutz“. Ihr bisheriger Leiter wurde zum Geschäftsführer ernannt. Vorsitzender der Naturschutzstelle ist laut Gesetz der Kultminister selbst. Der Geschäftsführer bekam die Bezeichnung „Landesbeauftragter für Naturschutz“. Nunmehr war eine klare rechtliche Grundlage für die Naturschutzarbeit gegeben und auch die leidige Enteignungsfrage gelöst, bestimmte doch § 24, daß rechtmäßige Maßnahmen auf Grund des Naturschutzgesetzes keinen Anspruch auf Entschädigung begründen. – Auch das Reichsjagdgesetz vom 3. Juli 1934 konnte in gewissem Sinne als ein Naturschutzgesetz, soweit es sich um jagdbare Tiere handelt, angesehen werden.

Jetzt war es möglich, die Kreisstellen für Naturschutz weiter auszubauen, Naturdenkmale und Naturschutzgebiete unter gesetzlichen Schutz zu stellen.

Auf Vorschlag der Landesstelle für Naturschutz wurde im Jahr 1935 die Vogelschutzwarte Hohenheim von Forstmeister Schinzinger wieder ins Leben gerufen unter

der Bezeichnung „Vogelschutzwarte Stuttgart-Hohenheim“. Ihr Geschäftsführer war Dr. Otto Henze und seit 1937 Dr. Hans Löhrl. Aus der Erkenntnis heraus, daß der Naturschutz zugleich auch der Wirtschaft dienlich ist, wurde auf eine wissenschaftliche Fundierung des praktischen Vogelschutzes Wert gelegt und darum die Vogelschutzwarte im Rahmen der Landesstelle in den Dienst dieser Aufgabe gestellt, ohne daß dabei die ethischen und sozialen Aufgaben außer acht gelassen wurden.

In Heft 14 (1938) wurden die bis 1937 eingetragenen Naturschutzgebiete 1 bis 11 aufgeführt, eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung des Naturschutzgebiets „Untereck“ von Forstmeister Heinrich Koch und Dr. Elisabeth von Gaisberg sowie des Wurzacher Rieds von Vater und Sohn Bertsch veröffentlicht.

Heft 15 (1939) berichtet über die Eintragung von weiteren zwölf Naturschutzgebieten 12 bis 23 und enthält eine

Untersuchung von Forstmeister R. Lohrmann über die Verbreitung der Eibe in Württemberg sowie eine Untersuchung von Dr. Gerhard Schlenker über natürliche Laubwaldgesellschaften im württembergischen Unterland.

Heft 16 (1940) gibt nochmals Auskunft über den Stand des Naturschutzes in Württemberg und berichtet über die Eintragung von weiteren zwölf Naturschutzgebieten (24 bis 35). Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß die Abgrenzung der zu schützenden Gebiete, die Verhandlungen mit den Beteiligten und die Aufstellung der Schutzverordnungen unendliche Mühe machten.

Heft 17 (1941) enthält eine wissenschaftliche Untersuchung über das Naturschutzgebiet Wilder Hornsee bei Wildbad-Kaltenbronn von Dr. Karl Müller-Freiburg, so dann eine ausführliche Schilderung des Eriskircher Rieds am Bodensee von Dr. Karl Bertsch. Nach langen Bemühungen ist es auch gelungen, das württ. Bodenseeufer unter Landschaftsschutz zu stellen, worüber der Landesbeauftragte selbst Mitteilung macht.

Prof. Dr. W. Schoenichen schuf die Naturschutzliteratur persönlich oder als Herausgeber beinahe allein. Seine Bücher und die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Naturschutz“ sind die Quellen für den deutschen Naturschutz geworden. Der Freund und Mitstreiter von Hugo Conwentz, der damalige Studienrat Dr. Hans Klose-Berlin, der die Provinz Brandenburg als „Kommissar“ betreute, einen Naturschutzzring Berlin-Brandenburg gründete, eine Unzahl von Vorträgen über Naturschutz hielt und in Aufsätzen und wissenschaftlichen Arbeiten der guten Sache diente, wurde durch den Generalforstmeister von Keudell 1934 als Naturschutzreferent ins Reichsforstamt berufen, wohin der Naturschutz vom Kultministerium hatte abgetreten werden müssen. Klose sollte vor allem das Reichsnaturschutzgesetz vorbereiten. Besonderen Umständen ist es zu verdanken, daß das Gesetz bereits am 26. Juni 1935 in Kraft treten konnte. Bestand zwischen Klose und mir schon lange eine nahe

Verbindung, so entwickelte sich diese nunmehr zu inniger Zusammenarbeit und regelmäßiger Gedankenaustausch, insbesondere nachdem Klose 1939 die Leitung der Reichsstelle für Naturschutz übernommen und ich selbst von 1938 bis 1944 nebenamtlich die Landschaftspflege im Reichsforstamt zu fördern hatte. Eine Erweiterung des Horizonts erwies sich auch für die Landesarbeit als fruchtbar. Bis heute habe ich mich der Zentralstelle für Naturschutz, wie die heimatlos gewordene Reichsstelle heute heißt, mit Rat und Tat, mit Aufsätzen in der Zeitschrift „Naturschutz“, durch die Beteiligung an den jährlichen Tagungen der „Arbeitsgemeinschaft der Naturschutzbeauftragten“ zur Verfügung gestellt. Leider ist bis jetzt die so nötige Zentralstelle für Naturschutz noch nicht gesichert, so daß der deutsche Naturschutz auseinanderzufallen droht. Auch die Gesetzgebung hat neue Aufgaben zu lösen (s. Naturschutzgesetz von Südbaden 1951).

Die Wendung zur Landschaftspflege

War schon von 1924 an die Landschaftspflege als neue Aufgabe der Landesstelle erkannt und gefördert worden, so verschoß sich nach 1935 die Arbeit mehr und mehr nach dieser Seite hin. Schon Prof. Dr. Walther Schoenichen hatte die von hier ausgehenden Anregungen aufgegriffen, eine Bücherreihe über Landschaftspflege zu beginnen (darunter die „Grundzüge der Landschaftspflege“ von Hans Schwenkel). Er hielt mehrere Lehrgänge über Landschaftspflege für die Beauftragten ab (Rheinland 1936, Schwaben 1937, Bodensee 1938; die beiden letzteren unter Leitung von Hans Schwenkel). Die Pflanzensoziologie, die Kleinklimaforschung, die Agrarmeteorologie, nicht zuletzt aber die Reichsautobahn (Dr. Todt und Alwin Seifert mit ihren Mitarbeitern) brachten neue Anregungen im Sinne unserer Bestrebungen. Technik und Wirtschaft horchten auf und begannen auf allen Gebieten mitzumachen. Gesetzliche Basis – wenn auch unzureichend – war das RNG mit seinen §§ 5, 19 und 20. Auf meinen Vorschlag wurden alle Naturschutzstellen 1950 umbenannt in Bundes-, Landes- und Kreisstellen für Naturschutz und Landschaftspflege. Die Gartenarchitekten unter Führung von Prof. Wiepking-Jürgensmann und die Schüler von Weihenstephan griffen die neuen Aufgaben auch in ihren Organen lebhaft auf. Die Landesstelle gab 1950 ein Merkblatt über Flurbereinigung heraus. Andere Merkblätter über Landschaftspflege sind in Vorbereitung. Für Württemberg kann die erfreuliche Tatsache festgestellt werden, daß die Landesstelle nicht bloß mit der Forstverwaltung und den Elektrizitätsfirmen gut zusammenarbeitet, sondern daß auch die Kanalisierung des Neckars, die Flurbereinigung, der landwirtschaftliche Wasserbau, die Flußverbesserung, der Straßenbau, das Bauen außerhalb Etters, der Siedlungsbau, Sportanlagen und Friedhöfe sich ausgiebig unseres Rates bedienen, so daß die Arbeit nicht mehr zu bewältigen ist. Eine Beratungsstelle für Friedhofspflege besteht

bei der Landesstelle seit Jahrzehnten. Sie wird stark in Anspruch genommen.

Fruchtbare Anregungen zur Landschaftspflege gingen auch von Erhard Mäding aus, der vor allem der Verwaltung zeigte, was auf diesem Gebiet ihre Aufgaben sind (s. sein Buch „Landespflage“ Verlag Deutsche Landbuchhandlung-Berlin 1942). Ein lebhafter Gedankenaustausch bestand auch zwischen der Württ. Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Nordwürttemberg und der Landesstelle von Südbaden (Oberbaurat Schurhammer) sowie dem Badischen Landeskulturamt Freiburg (Ministerialrat Prof. Dr. Asal). Nicht vergessen soll in diesem Zusammenhange sein, was Wilhelm Münker in seinem Kampf gegen die Außenreklame und in seinem Einsatz für den deutschen Laub- und Mischwald geleistet hat. Sehr wirkungsvoll wurde seit vielen Jahren die Landesstelle durch Direktor Georg Fahrbach, den Vorsitzenden des Schwäbischen Albvereins, nicht bloß durch den Naturschutzdienst des Albvereins, sondern durch aktives Eingreifen in wichtigen Fällen des Landschaftsschutzes unterstützt.

Nach dem Krieg

In dem zur französischen Besatzungszone gehörigen Südwürttemberg-Hohenzollern wurde eine eigene Landesstelle in Tübingen unter der Geschäftsführung von Prof. Dr. W. Zimmermann eingerichtet. – In der Reihe der Veröffentlichungen der Landesstelle war eine längere Unterbrechung eingetreten. 1941 war das letzte Heft Nr. 17 erschienen. Obwohl schon 1947 Heft 18 im Manuskript fertig vorlag, konnte es doch erst nach der Währungsreform erscheinen. Es beweist, daß unser Wille ungebrochen geblieben war.

Heft 18 (1949) berichtet daher von neun Eintragungen von Naturschutzgebieten (36 bis 44). Die Auswirkungen des Naturschutzes im Federseegebiet werden vom Landesbeauftragten und von Gerhard Haas geschildert. Das Naturschutzgebiet Greuthau erfährt eine Darstellung durch den Landesbeauftragten und Forstmeister Feucht. Heft 19 (1950) zeigt in einer Denkschrift des Landesbeauftragten an dem Beispiel Waiblingen, welches die Aufgaben eines Kreisbeauftragten sind und wie er sie anfassen soll.

Heft 20 (1951), das mit der Landesstelle von Südwürttemberg gemeinsam herausgegeben wurde, bringt eine Untersuchung des Häcklerrieds von Dr. Göttlich, eine Arbeit über Naturschutz und Umlegung von K. H. Vollmer und einen Bericht des Landesbeauftragten über die Umgestaltung des Ebnisees.

Die Diensträume der Staatlichen Stelle für Naturschutz beim Landesamt für Denkmalpflege waren zuerst in der Landesbibliothek untergebracht, dann erfolgte der Umzug in das Alte Schloß um 1930 und nach der Pensionierung von Prof. Goessler in dessen Wohnung ins Neue Schloß im Jahre 1934. In der Nacht vom 2./3. März 1944

fiel das Neue Schloß dem großen Bombenangriff auf Stuttgart und einer großen Brandkatastrophe zum Opfer. Zum Glück hatte die Landesstelle einen großen Teil ihrer Bestände bereits ins Unter- und Erdgeschoß oder nach Marbach ins Schillermuseum verlagert, so daß sie mit verhältnismäßig geringen Verlusten nach Marbach ziehen konnte. Dort überdauerte sie den Schluß des Krieges und das erste Nachkriegsjahr. Alsdann zog sie im Spätjahr 1946 nach Ludwigsburg, Stuttgarter Str. 48, und am 17. April 1951 in ihr neues Heim im Favorite-schloß, das ihr für zwei Wohnungen der Mitarbeiter, für die Dienststelle und für eine Lehrstätte des Naturschutzes, des Vogelschutzes und der Landschaftspflege zur Verfügung gestellt wurde. Von 1946 bis 1949 hatte sich der von Rossitten vertriebene schwäbische Ornithologe Dr. Ernst Schüz für die Landesstelle zur Verfügung gestellt, bis er dann zum Direktor der Württ. Naturaliensammlung (heute Staatl. Museum für Naturkunde) ernannt wurde. Die Verbindung mit der Vogelwarte Radolfzell und die Vogelforschung durch Beringung pflegt und fördert die Vogelschutzwarte. – Im Jahr 1947 meldete sich als Heimatvertriebener der einstige Museumsdirektor und langjährige Naturschutzbeauftragte von Oberschlesien Dr. Franz Pfützenreiter aus Beuthen bei uns. Ich kannte ihn seit Jahren. Es gelang, ihn bei der Landesstelle zu verwenden. Er ist für die Landesstelle infolge seiner Sachkunde und seines Pflichtgefühls ein sehr geschätzter Mitarbeiter geworden. Im Jahr 1950 ist auch Dr. Hans Löhr, der im Krieg und in Gefangenschaft schwerstes erduldet hat, auf seine einstige Stelle an die Vogelschutzwarte zurückgekehrt, wo er anerkannte und vorbildliche Arbeit in Wissenschaft und Praxis leistet. Der Favoritepark ist für ihn ein ideales Forschungs- und Versuchsgelände.

In diesem Zusammenhang sei auch erwähnt, daß wir in Gemeinschaftsarbeit eine Lehrschau (Naturschutzmuseum) für Naturschutz, Landschaftspflege und Vogelschutz im Favorite-schloß, das uns die Bauabteilung des Finanzministeriums zu diesem Zweck überlassen hat, aufzubauen im Begriff sind. Der eben entstehende Südweststaat stellt vor allem organisatorisch große neue Aufgaben. Mögen die verantwortlichen neuen Männer erkennen, daß Naturschutz und Landschaftspflege zu den Staatsaufgaben ersten Ranges gehören, handelt es sich doch dabei in erster Linie um die seelische Vertiefung des Verhältnisses zur Natur und die Fruchtbarmachung all ihrer unerschöpflichen Kräfte, ohne die unser gequältes und verwirrtes Volk den inneren Halt endgültig verlöre. Doch handelt es sich dabei keineswegs nur um kulturelle, um ethische und ästhetische Ziele, sondern gleichzeitig um einen gar nicht hoch genug einzuschätzenden Beitrag zu unserer wirtschaftlichen Erzeugung und zur Gestaltung des Lebensraumes unseres Volkes, den wir Heimat nennen.

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

*Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde
im Schwäbischen Heimatbund*

XIV. Sonstige Wirtschaft

(In den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln III, IV, V, VIII, IX, X, XI, XII, XIII, XV, XVIII.)

Alle wirtschaftliche Betätigung entspringt aus dem urmenschlichen Bemühen um den Lebensunterhalt und ist damit eine der lebensnotwendigsten Erscheinungen im Dasein der Menschen. Sie umfaßt von den einfachen Äußerungen des Selbsterhaltungstrieb bis zur macht-politischen Entfaltung alle Phasen der erstrebten Beherrschung der Erde und der Behauptung der Menschen im Raum. So bestimmt sie in hohem Maß die Vorstellungswelt und die Denkart wie auch die äußeren Lebensformen vom primitiven Urwaldbewohner bis zum hochzivilisierten Großstadtmenschen.

Wohl schafft sich der Mensch nach Anlage und Bedürfnis seine Wirtschaftsform, doch übt diese wiederum zahlreiche und entscheidende Einflüsse auch auf sein Gemeinschaftsleben, seine Glaubensvorstellungen und seine Bräuche aus und bestimmt weithin seine materielle und geistige Kultur. Auf dem Gebiet der Völkerkunde, bei Sammlern, Jägern, Hirten, Hackbauern, ist dies ebenso deutlich wie auf dem Gebiet unserer Volkskunde, bei Bauern und Städtern, Handwerkern, Kaufleuten und Industriearbeitern, ja schon bei Kornbauern und Weinbauern, bei Kuhbauern und Pferdebauern, also in allen Berufs- und Gesellschaftsschichten. Der Niederschlag wirtschaftlicher Betätigung im Bereich volkstümlicher Lebensform und volkstümlicher Gesittung bildet ein reiches Gebiet volkskundlicher Forschung und Erfahrung.

Die Reihe der wirtschaftlichen Betätigungsformen, welche die vorausgehenden Kapitel (III, IV, IX, X, XI, XII, XIII) aufgeführt haben, könnte noch mannigfach erweitert werden. Dabei wäre etwa die volkskundliche Untersuchung des Bergbaus besonders zu erwähnen. Hier richtet sich die Frage auf die natürlichen Voraussetzungen (Lage, Vorkommen, Umfang, Art des Bergbaus), die technischen Einrichtungen (Maschinen und Geräte, deren Gebrauch und Namen), die historischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenhänge des Bergbaus mit der Orts- und Landesgeschichte, der Siedlungsentwicklung, der wirtschaftlichen Verflechtung, den Handelsbeziehungen, der Sozial- und Besitzstruktur, den Rechtsverhältnissen und der kulturellen und geistigen Entwicklung. Es ist wissenswert, mit welchen Methoden und technischen Mitteln der Bergbau früher betrieben wurde und heute betrieben wird. Welche Gründe haben zu seinem Erliegen geführt? Welche Flurnamen, Haus- und Gerätename beziehen sich noch auf den Bergbau? Was ist aus der Bergmannsbevölkerung geworden? War sie ursprünglich ortsansässig, oder ist sie zugezogen aus ande-

ren Bergbaugebieten? Ist sie nach Erliegen des Bergbaus sitzen geblieben, verbäuerlicht, zu Handwerk und Industrie übergegangen oder abgewandert? Welche Rechtsverhältnisse, Handelsbeziehungen und Sozialverhältnisse hat der Bergbau geschaffen, und welche Wandlungen haben sich in den letzten hundert Jahren vollzogen?

Auch die geistig-seelischen Bereiche der Menschen und ihrer Gemeinschaften können von der bergbaulichen Wirtschaft her bestimmt sein. Hat vielleicht die Bergbau-bevölkerung wie im Harz, im Erzgebirge und an anderen Orten auch hier besondere Gemeinschaftsformen (Zünfte, Gilden, Bruderschaften, „Bergknappen“) gebildet und darin ein besonderes bergmännisches Standeskulturgut entwickelt? Welche Bergmannsbräuche beim Einfahren, Hauen, Fördern und bei der Arbeit überhaupt, beim Feiern an Sonn- und Festtagen, bei Umzügen und in Gottesdiensten, mit Trachten und Zeichen wären hier zu nennen? Werden Bergsagen erzählt, von Schätzen, von Kobolden, holden und unholden Wesen? Sind Bergmannslieder bekannt? Was von allem lebt im Volke noch nach, was läßt sich darüber hinaus aus Flurnamen, Familiennamen, Ortschroniken und persönlichen Aufzeichnungen oder aus Eigenheiten der Sprache erschließen?

Die wirtschaftliche Betätigung ist im Lauf ihrer Entwicklung von der *Naturalwirtschaft* zur *Geldwirtschaft* übergegangen. Zeichen einer alten *Naturalwirtschaft* sind noch allenthalben vorhanden. Der unmittelbare *tausch* von Erzeugnissen zwischen zwei

verschieden ausgestatteten Landschaften ist noch häufig anzutreffen (z. B. Weinbergpfähle der Keuperwaldgebiete

gegen Wein des Neckarlandes).

Wo wird der *Lohn* der Dienstboten, des Knechts, des Schäfers, des Arbeiters zur Zeit in *Naturalien* ausbezahlt? Welche Ansicht herrscht über das *Geld*? Welche Rolle spielt es in der heutigen Wirtschaft, in der Gemeindewirtschaft und in den sozialen Gemeinschaften? Welche Namen hat man für das *Geld* etwa in Verbindung mit besonderen Gegenständen oder in Redensarten (Heller, Batzen, Kreuzer, Nickel, Groschen usw.)?

Besondere Beachtung verdient das *Handelsgewerbe*. Kaufleute, Händler, Hausierer sind Leute, die das volkstümliche Gemeinschaftsgut stark beeinflußt haben und noch beeinflussen.

Zunächst ist zu fragen: wo kauft man ein? Einen Großteil des täglichen Bedarfs kauft heute der Bauer wie der Städter am Ort. Wie war das früher, als die Kaufläden noch nicht so weit auf dem Lande verbreitet waren? Da kaufte der Bauer vorwiegend in der Stadt (Kreisstadt) und auf den Märkten. Wo waren Märkte und Messen? Was wurde vom Land aufgebracht (Vieh, Obst, Gemüse, Butter, Eier)? Was kaufte der Bauer dafür ein? Wie groß war und ist heute das Einzugsgebiet dieser Märkte? Auch der Städter kauft nicht nur am Ort, sondern fährt für gewisse Dinge in die Großstadt (größeres Angebot, billigere Preise, Kaufhäuser). Was kauft man zum Beispiel in Stuttgart, Ulm, Heilbronn, Reutlingen lieber als am eigenen Ort, und woher kommen die Käufer?

Viele Waren des täglichen Bedarfs werden besonders auf dem Lande im **Hausierhandel** vertrieben. Die Hausierer (wie nennt man sie? wie nennen sie sich selbst?) gehen nicht nur auf die Märkte, sondern oft von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus. Dabei wird mit den verschiedensten Gegenständen gehandelt: Samen, Blumenzwiebeln, Meerrettich, Besen und Bürsten, Geschirr, Holzschnitzereien, Strohmatten, Nähmaterial, Textilien und vieles mehr. Diesem **Wandergewerbe** ist von volkskundlicher Seite aus besondere Beachtung zu schenken, denn viele seiner Vertreter besitzen eine außerordentliche Kenntnis von Land und Leuten, haben ein eigenartiges Gemeinschafts- und Überlieferungsgut „Fahrender Leute“ und sind lebendige Überträger landschaftlichen Kulturguts in andere Räume. Wir fragen deshalb: woher kommen die Hausierer, welchen Kundenkreis beliefern sie, welche Landschaften und Räume bereisen sie? Spielen dabei alte Territorial-, Zonen-, Landes- und Staatsgrenzen eine Rolle? (Die Eninger Tulpenhändler zum Beispiel wanderten zwischen Holland, Petersburg und dem Schwarzen Meer.) Bringt die Hausierer auch fremde Einflüsse mit? Welche soziale Stellung nehmen sie im Dorf ein? Haben sie zum Beispiel eine andere geistige Beweglichkeit als die Bauern? Sind sie vielleicht in besonderer Weise Träger eines eigenen Überlieferungsgutes, kennen sie ihnen eigene Sagen und Märchen, besondere Lieder, spezielle Heilmethoden und Glaubensvorstellungen? Sind die Hausierer nicht auch an der Bildung der öffentlichen Meinung beteiligt? In diesem Zusammenhang ist auch nach den **Juden** zu fragen, die früher viel Handel im Lande herum getrieben haben. Wo kamen sie her? Womit betrieben sie ihren Handel? Welche Rolle spielten sie im öffentlichen Leben und in der Anschauung des Volkes?

In vielen ländlichen Gemeinden haben sich **Spezialgewerbe** entwickelt. Wir kennen Dörfer mit Töpfern, Löffelschnitzern, Peitschenmachern und anderem. Wohin geht der Absatz solcher Dörfer, und in welcher Art erfolgt er? Wo kaufen die Bauern ihr Geschirr, ihre Peitschen, ihren Kalender und so weiter?

Eine wichtige Frage gilt dem bäuerlichen **Nebenerwerb**. Beschäftigt Heimindustrie und Hausfleiß die Familie am Feierabend mit Nähen, Stricken, Stickern, Perlenstickern, Klöppeln, Weidenflechten, Schnitzen? In manchen Teilen Deutschlands gehörte zum Viehbauertum als Nebenbeschäftigung das „Schellenschmieden“ oder Schnitzen und Malen von Schellenbogen (Franken, Siegerland). Ist gewerbliches Schnitzen und Basteln (wie im Erzgebirge) im bäuerlichen Nebenbetrieb noch zu finden? Haben die Heimatvertriebenen gewisse Traditionen mitgebracht? Wie wirken ihre Anregungen?

Auch des **Saisongewerbes** ist zu gedenken. Dazu gehören vielfach Bauhandwerker, Gipser und ähnliche Berufe, die in Dörfern zusammenwohnen und (wie einst die Vorarlberger Stukkateure) einen großen Teil des Jahres auswärts arbeiten. Sie überschreiten Kulturlandschaftsgrenzen und üben ihren Einfluß in verschiedenen

Landschaften aus. Wo sind bei uns solche Orte und deren Ausstrahlungen festzustellen? Eine eigene Stellung nimmt das durch die Industrialisierung geschaffene **Industriearbeitertum** ein. Hier bricht in die jahrhundertlange Überlieferung der bäuerlichen und handwerklichen Tradition zunächst ein Fremdkörper ein. Wird er eingeschmolzen? In welcher Weise verzahnt sich die Industrie mit der Landwirtschaft und mit dem Handwerk? Hat die Industriearbeiterschaft Anteil an Grund und Boden? Welche Art der landwirtschaftlichen Nutzung finden wir bei der Arbeiterbevölkerung und bei den Gewerbetreibenden? Sind es kleine Acker und Wiesen, ist es vorwiegend Gartenland für den eigenen Bedarf oder für den Verkauf, sind es Schrebergärten oder „Wochenendstückchen“ mit Gartenhäuschen zur Erholung am Samstag und Sonntag?

Welche soziale und gesellschaftliche Umschichtung bringt das **Eindringen** der Industrie in ein bäuerliches Dorf: durch Heimindustrie, durch Pendelwanderung, durch Fabrikfilialen oder durch die immer stärker werdende Industrialisierung des Dorfes selber? Wie erfolgt diese schrittweise Industrialisierung im Rahmen der Beamten- und Handwerkerstadt bis hin zur reinen Industriestadt? Wer leistet der Industrialisierung Vorschub, wer hemmt ihre Ausbreitung? Wie verhalten sich dabei die verschiedenen Schichten der Gesellschaft und des Besitzes? Welche Rolle spielen katholische und evangelische Gebiete, alte Territorial- und heutige Zonen- und Landesgrenzen? Wie ändert sich das gesamte volkstümliche Überlieferungsgut mit der Industrialisierung? Welche Glaubensvorstellungen, welche Sitten und Gebräuche werden zuerst aufgegeben? Wird ein Ersatz dafür geschaffen? Welche neuen Gemeinschaftsbildungen treten an die Stelle der alten?

Zum **Industriearbeitertum** gehört das **Unternehmertum**. Aus welcher Schicht ist es hervorgegangen, aus welcher rekrutiert es sich heute? Ist es aus der ortsansässigen handwerklichen Bevölkerung entstanden oder von auswärts zugezogen? Dieselbe Frage gilt für die Arbeiterschaft: ist diese aus der Ortsbevölkerung herangewachsen oder durch Zuzug vom Land in die Stadt gekommen? Welche Stellung nimmt der Unternehmer, der Fabrikant, ein? Ist er gewissermaßen der erste Vorarbeiter seines Betriebs oder gehört er mehr dem Typ des „Kommerzienrats“ an? Welche Einflüsse auf das Gemeinschaftsleben gehen vom Betrieb aus: Gewerkschaften, Kameradschaftsabende, kulturelle Veranstaltungen, Betriebsausflüge, soziale Einrichtungen?

Endlich sei auch hier wieder das Problem der **Heimatvertriebenen** erwähnt. Wie gliedern sich diese in den bäuerlichen, gewerblichen oder industriellen Wirtschaftsprozeß in der neuen Heimat ein? Wo sind neue wirtschaftliche Anregungen entstanden durch Übertragung heimischer Wirtschaftsformen auf die neuen Verhältnisse (Neuaufbau der erzgebirgischen Glasindustrie im Schwarzwald, der sudetendeutschen keramischen Industrie im Gäu und dergleichen)?

Geschäftsstelle: Stuttgart-O, Urbanstraße 12 Erdg. (Telefon 900 39)
Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

EINLADUNG
zur
Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes
und
Tagung „Siedlung und Landschaft“
in Hechingen am 21. und 22. Juni 1952

Die diesjährige Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes findet am 21. und 22. Juni in Hechingen statt. Alle unsere Mitglieder werden hierzu höflichst eingeladen.

An die eigentliche *Mitgliederversammlung* mit Tätigkeitsbericht des Vereinsleiters, Kassenbericht des Schatzmeisters usw., bei der nur Mitglieder stimmberechtigt sind, schließt sich eine Tagung „*Siedlung und Landschaft*“.

Diese wendet sich auch an Nichtmitglieder. Wir bitten unsere Mitglieder um Werbung für deren Besuch. Außer einschlägigen Referaten bringt diese eine Ausstellung und eine Führung durch die Hechinger Siedlungen.

Ein Besuch der Burg Hohenzollern und eine Studienfahrt nach Gruol, Haigerloch und so weiter werden die Veranstaltung bereichern.

Umgehende Anmeldung bei der Geschäftsstelle erwünscht.

Es wird gebeten anzugeben:

1. ob Unterbringung (Übernachtung mit Frühstück zu etwa DM 7.- in einem Hotel) gewünscht wird,
2. ob an dem gemeinsamen Abendessen am 22. und an dem gemeinsamen Mittagessen am 23. teilgenommen werden wird (Preis je etwa DM 2.-),
3. ob die Omnibusfahrt auf den Hohenzollern (etwa DM 1.-) und die nach Gruol, Haigerloch und so weiter (etwa DM 3.-) mitgemacht wird.

Veranstaltungsplan:

Alle Vorträge und so weiter finden in der Aula des Gymnasiums statt, in dem eine Ausstellung von *Plänen* gezeigt werden wird.

Samstag, 21. Juni:

15 Uhr: Mitgliederversammlung.

17 Uhr: „*Siedlung und Landschaft, eine Aufgabe der Gemeinde*“, Vortrag von Bürgermeister Bindereif.

17.30 Uhr: „*Zweckmäßige Neuordnung der Gemarkung einer ländlichen Stadt im Zusammenhang mit Siedlung, Bodenreform und Flurbereinigung*“, Vortrag von Prof. Dr. Dr. Otto Schiller, Direktor des Instituts für Agrarpolitik und Ernährungswirtschaft an der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim.

18.45 Uhr: Abendessen.

20 Uhr: 1. „*Siedlung und Städteplanung in der Kreisstadt Hechingen*“, Vortrag von Prof. Liedecke, Architekt, Tübingen.

2. „*Die Nebenerwerbssiedlung Hechingen, ein Beitrag zur Bodenreform*“, Vortrag von Reg.-Rat Völter, Leiter des Siedlungsamtes beim Landwirtschaftsministerium in Tübingen.

Sonntag, 22. Juni:

8.00 Uhr: Stadtführung von Direktor Baur.

9.30 Uhr: Führung durch die Siedlungen Hechingens von Bürgermeister Bindereif.

11.00 Uhr: Fahrt auf die Burg Hohenzollern mit Führung durch diese (Michaelskapelle, Hohenzollernmuseum, Landessammlung) von Landeskonservator W. Genzmer und Direktor Baur.

12.30 Uhr: Mittagessen auf der Burg Hohenzollern oder im Brielhof.

14.00 Uhr: Studienfahrt in Omnibussen nach Owingen (Weilerkirche), Gruol, Haigerloch. Führung: Landeskonservator Genzmer und Direktor Baur. Anschluß an die Abendzüge gewährleistet.

Veranstaltungen im Monat April

Mit dem Vortrag von W. Baur über „Kalenderheilige im Jahreslauf“ am 28. 3. wurde die Stuttgarter Vortragsreihe des Winterhalbjahrs abgeschlossen. Der Vortragende verstand es, in kluger, dem ohne Zweifel heiklen Thema angemessener, dabei fesselnder Weise einzuführen in ein volkskundlich ungemein wichtiges Arbeitsgebiet. Er stellte der historischen oder durch die Legende festgelegten Gestalt des Kirchenheiligen die des Kirchenheiligen gegenüber, die er als eine Bildung im wesentlichen volkstümlicher, an den Kreis des Jahreslaufes und des menschlichen Lebens anknüpfender Vorstellungen bezeichnete. Der Heiligenname wird unter völliger Lösung von seinem ursprünglichen persönlichen Gehalt zunächst zur Terminbezeichnung, sodann zu einer neuen Gestalt, deren Bedeutung mit der ursprünglichen kaum einen Zusammenhang hat. Dies gilt etwa für die hl. Margarete, die aus ihrer Stellung im Kalender (20. Juli, Stichtag für den Getreidezehnt) zur Hauptheiligen des Bauernstandes wird:

„Die erste Birn bringt Margareth
Drauf überall die Ernt angeht.“

Auch St. Gertrud hat der Termin ihres Namenstages (17. März) entgegen ihrem historischen Gehalt zu einer Frühlingsheiligen gemacht:

„St. Gertraud
führt die Kuh zum Kraut,
das Roß zum Zug,
die Imme zum Flug.“

Mit ihrem Tag schließt der Winter ab, die Zeit winterlichen Spinnens ist zu Ende; somit wird sie zu „St. Gertrud mit den Mäusen, die den Mägden das Garn abbeißen“, wobei alte heidnische Vorstellungen von den am Lebensfaden nagenden Mäusen oder der schwarzen und der weißen Maus als Sinnbild von Tag und Nacht (in diesem Fall der Tag- und Nachtgleiche) hereinspielen mögen. Im weiteren wurde die Herkunft mancher Heiligenpatrone aus Attributen der Heiligen, ihren Martyrien, ihren Namensformen und so weiter besprochen.

Eine Führung durch die Höhere Graphische Fachschule Stuttgart am 5. April, für die sich die Lehrkräfte dieser Schule in selbstloser Weise zur Verfügung gestellt hatten (Leitung: Kunstmaler L. Schobinger), verschaffte den Teilnehmern eine lebhafte Vorstellung von der Ausbildung des Nachwuchses in den graphischen Berufen. Sowohl die Buchdruckerei als auch die Illustrationsgraphik, die Buchbinderei, die photographische Abteilung und so weiter ermöglichen einen vorzüglichen Einblick in die Entstehung unserer oft gedankenlos hingenommenen Schrift- und Abbildungswerke und hinterließen den Eindruck, daß auf diesem Gebiet hinter der hochentwickelten technischen Apparatur mehr als sonst die gestaltende Kraft des Menschen hervortritt.

Am Samstag, 26. April, 16.30 Uhr, wurde die vom Schwäbischen Heimatbund in der Staatsgalerie veranstal-

tete Ausstellung der „Freien Gruppe schwäbischer Maler und Bildhauer“ eröffnet. Die Qualitätsauslese war von den Künstlern selbst vorgenommen worden. Der Vereinsleiter wies in seiner Ansprache darauf hin, daß der Schwäbische Heimatbund mit der Übernahme der Veranstaltung der Ausstellung vor allen Dingen bezeckt habe, der Öffentlichkeit einen Einblick in das Streben und Schaffen der in der Ausstellung vertretenen Künstler zu ermöglichen und so seinen Teil zur Förderung der Kunst der Gegenwart und der notleidenden schaffenden Künstler beizutragen. Er dankte dem Württ. Kultministerium und der Stadt Stuttgart für die Unterstützung der Ausstellung durch Leistung von Geldbeiträgen, Mr. Lovegrove für die Übernahme der Druckkosten eines Teils der Plakate und Stellung von Kraftwagen, Dr. Ernst Müller für die Drucklegung des Katalogs und der Firma Scheufelen für Lieferung des Kunstdruckpapiers für den Katalog zu Vorzugspreisen. Ferner gedachte er dankend des Entgegenkommens des Staatsgaleriedirektors Dr. Musper, der die Ausstellung in die noch nicht ganz fertigen Oberlichtsäle der Staatsgalerie aufgenommen habe.

Ministerialrat Dr. Kaufmann betonte die volkserzieherische Bedeutung der Ausstellung, die um so wichtiger sei, als heute der Staat sich nicht mehr anmaße Kunstrichter zu sein. Für ihn gälte es vorab die Werke der Künstler zugänglich zu machen und so die Beziehung zwischen Künstler und Öffentlichkeit herzustellen. Manfred Pahl sprach für die ausstellenden Künstler. Die Findung eines Maßstabes, so führte er aus, zur Beurteilung der ausgestellten Werke würde dem Besucher erleichtert, wenn er bedächte, daß eben die Wände, die noch heute die Spuren der Zerstörung tragen, jetzt bedeckt seien mit den Zeugnissen eines aus der gestaltlosen Unordnung herausstrebenden neuen Gestaltungs- und Ordnungswillens. Die schaffenden Künstler beantworten die Nichtachtung ihres Wirkens mit der Produktion einer Welt, die das Vorbild und Beispiel einer neuen Gesellschaft gäbe. Der Betrachter sei aufgerufen zur mitschaffenden Tätigkeit, aus der aufbauende Kräfte entsprängen. Eine Besprechung der ausgestellten Werke wurde von Ernst Müller in der Einführung zum Ausstellungskatalog gegeben, der von der Geschäftsstelle gegen Einsendung von DM 1.20 bezogen werden kann; er ist reich bebildert.

Studien- und Lehrfahrten Juni bis September

Wir verweisen auf die Veröffentlichung in Heft 1/1952 (S. 46 ff.). Abfahrt Karlsplatz, Teilnehmergebühr für Nichtmitglieder zuzüglich zehn Prozent. Übernachtung und Frühstück bei zweitägigen Fahrten in der Gebühr einbegriffen.

Samstag/Sonntag, 7./8. Juni, Fahrt „Zwischen Donau und Bodensee“ nach Zwiefalten, Riedlingen, Heiligkreuztal, Heuneburg, Sigmaringen (mit Übernachtung), Meßkirch, Pfullendorf, Stockach, Ludwigshafen (Bo-

densee), Überlingen. Führung: Prof. Schwenkel und D. Dr. Merkle. Abfahrt 13.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 22.50.

Sonntag, 29. Juni, „Das schwäbische Allgäu“, Fahrt nach Wolfegg, Kißlegg, Wangen, Isny, Leutkirch. Führung: Dr. Schahl. Abfahrt 6.00 Uhr. Teilnehmergebühr DM 19.50.

Sonntag, 6. Juli, Schwarzwaldfahrt nach Freudenstadt, Alpirsbach und so weiter. Führung: Prof. Schwenkel und Dr. E. Müller. Abfahrt: 6.00 Uhr. Teilnehmergebühr DM 10.50.

Sonntag, 20. Juli, Nachmittagswanderung ins Siebenmühlental und nach Waldenbuch. Treffpunkt am Omnibus Stuttgart-Tübingen (Stuttgart, Fürstenstraße, ab 13.50 Uhr), Abgang von der Seebuckenmühle 14.30 Uhr. Keine Teilnehmergebühr.

Sonntag, 17. August, Nachmittagsfahrt (Bahn) nach Winnenden (Stadt und Schloß Winnental mit ehemaliger Schloßkirche), Stuttgart ab 13.20 Uhr (Sonntagskarte). Keine Teilnehmergebühr.

Sonntag, 24. August, Hohenzollernfahrt: Reutlingen, Trochelfingen, Hettingen, Heimentingen, Veringendorf, Bingen (im Bittelschießer Täle), Laiz Bitz, Hohenzollern. Führung: Landeskonservator Genzmer. Abfahrt: 6.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 12.50.

Samstag/Sonntag, 6./7. September, Tauber- und Mainfahrt nach Adelsheim, Osterburken, Wölchingen, Königshofen, Gerlachsheim, Tauberbischofsheim (mit Übernachtung), Wertheim, Bronnbach, Künsheim, Walldürn, Buchen, Gundelsheim. Führung: Dr. Kluge. Abfahrt 13.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 23.50.

Sonntag, 21. September, Fahrt „Oberer Kocher und Leintal“ nach Wasseralfingen (M. Schaffneraltar), Fachsenfeld (Hermann Pleuer), Niederalfingen („neu-romanische“ Burg des 16. Jahrhunderts), Leinroden, Hohenstadt (Barockkirche und Schloß), Untergröningen (Schloß), Schechingen. Führung: Dr. Schahl. Abfahrt 7.00 Uhr. Teilnehmergebühr DM 8.-.

Oberschwäbische Tage

In Ergänzung zu der Einladung zu den „Oberschwäbischen Tagen“ in Ochsenhausen vom 2.-6. August dieses Jahres, die wir in Heft 2 veröffentlicht haben, geben wir folgendes bekannt:

Die Eröffnungsfeier am 2. August wird unter dem Titel „Das Gesicht Oberschwabens“ vor allem literarische Zeugnisse über Oberschwaben bringen, während in der Schlussefeier „Das Lob Oberschwabens“ die oft vernachlässigten und zu wenig bekannten Dichter Oberschwabens zur verdienten Geltung kommen sollen. Joh. Christoph Hainzmann und Thomas Mezler aus dem 17. Jahrhundert (dazu der Vorarlberger Laurentius von Schnüffis) werden die Reihe einleiten. Das 18. Jahrhundert ist mit der Aufführung der Schöpfung von S. Sailer am 3. August vertreten. Aus dem 19. Jahrhundert werden zu hören sein:

Hermann Georg Knapp, Wilhelm Unseld, Dionys Kuen, Joh. Georg Scheifele, Karl Weitzmann, Gustav Seuffer, Michel Buck, also fast durchweg Mundartdichter. Dichtungen von Wilhelm Schussen, Matthäus Gerster, Maria Müller-Gögler, Anton Gabele, Karl Fues sollen die Reihe beschließen. Es wird also über dem Musikalischen und Kunstgeschichtlichen das Literarische nicht zu kurz kommen.

Das *musikalische Programm* bringt, insbesondere in der Eröffnungs- und der Schlussefeier, alte oberschwäbische Musik (zum Teil Erstaufführung wiederaufgefunder Werke) aus der Sammlung Willi Siegels. Prof. A. Nowakowski gedenkt am 4. August Werke folgender Meister zu spielen: Pachelbel, Muffat, Vorberger, Kerll, Murschhäuser, Eberlin, dazu Haydn und Mozart (F-moll-Phantasie).

Als zusätzlicher *Vortrag* ist ein Lichtbildervortrag von Dr. A. Walzer „Das Oberschwäbische in der mittelalterlichen Plastik Oberschwabens“ in Aussicht genommen. Ein genaues Programm geht den Teilnehmern bis spätestens Anfang Juli zu. Bis dahin steht für Anfragen und Werbezwecke eine gedruckte „Einladung“ zur Verfügung, die einen Überblick über die Veranstaltungen enthält. Diese „Einladung“, ebenso ein Werbeplakat, können bei der Geschäftsstelle angefordert werden.

Straßenbau durch die Domäne Klein-Hohenheim entlang dem Riedenberger Eichenhain („Mittlere Linie“)

Gegen diesen Straßenbau hat der Schwäbische Heimatbund in einem – der Tagespresse vergebens mitgeteilten – Schreiben an das Städtische Tiefbauamt Stuttgart vom 7. April 1952 nachdrücklich Verwahrung eingelegt. Der Plan scheine weniger einem dringenden Verkehrsbedürfnis als dem Umstand zu entspringen, daß der Bund Mittel dafür angeboten habe. Das rechtfertige aber nicht, eine einzigartige landschaftliche Schönheit, wie sie so nicht leicht wieder im Rahmen einer Großstadt zu finden sei, zu zerstören. Die Höhenstraße Geroksrue-Degerloch habe vor Ausbau des Ameisenbergtunnels und des Straßenzugs Heilandskirche-Schwarenbachstraße-Plankstraße von der Stadt her noch keinen Anschluß, der einen großen Lastkraftwagenverkehr dorthin lenken könnte. Werde früher oder später neben den beiden bestehenden Straßen in südlicher Richtung (Degerloch-Tübingen und Ruhebank-Königen) eine dritte auf „mittlerer Linie“ nötig, so müsse sich eine Linienführung abseits der Domäne Klein-Hohenheim finden lassen. Wenn erst Lastkraftwagen durch das Kleinohenheimer Tälchen rattern und der Lärm der Motorräder weithin die Luft erfülle, werde das unvergleichliche Idyll der Erholungsstätte im Riedenberger Eichenhain, wo die Großstädter friedvolle ländliche Stille fanden, unwiederbringlich dahin sein; daran werde keine ausgeklügelte Bauausführung und keine Verkehrs vorschrift etwas ändern können.